PAPPELBLATT

ZEITSCHRIFT FÜR LITERATUR, MENSCHENRECHTE UND SPIRITUALITÄT
€ 6,30 HEFT 37 - FRÜHLING 2026

REISEN UND WANDERN



Buddhas Gebiss
Dimitre Dinev

Die Reise in den Himmel eine schamanische Reise
Manfred Stangl

Nach Indien überland
Dorothea Schafranek

ÖBB Requiem
Michael Benaglio

Geht die Reise des Pappelblattes zu Ende?

REZENSIONEN:
Peter Strohschneider: Wahrheiten und Mehrheiten. Kritik des autoritären Szientismus
Das Leben webt sich: Elisabeth M. Jursa
Kometenlieder: Joachim Gunther Hammer



P. BALACHANDRAN, www.bindu-art.at

Cover: Gabriele Bina, Sonnenmini, Urlaub III, 2024

Ausbildungen zur
Textildesignerin, diplomierte
Seniorinnenfachkraft,
Klangschalenenergetikerin.
Mein Lebensmittelpunkt ist
die Tätigkeit als Malerin und
Grafikerin. Die Kinder meiner
Seele, sie erzählen – höre zu!
Vernimm die stummen Worte.
Fühle die Gedanken
und löse sie auf.
Spüre, dann bist du eins mit Dir!

From PAIN to PAINT: Die BINDU-ART-SCHOOL ist eine ungewöhnliche Kunstinitiative für, mit Lepra infizierte Menschen, die vom österreichischen Multimediakünstler und Kurator Werner Dornik, und der Sozialaktivistin Padma Venkataraman (Tochter des früheren Staatspräsidenten R. Venkataraman) im Februar 2005 in Südindien gegründet wurde. www.bindu-art.at
Mit Hilfe ihrer künstlerischen Qualitäten schaffen sich die „Unberührbaren" einen neuen Weg des Lebens, der sie fern von Charity aus dem sozialen Stigma und der Abhängigkeit von Almosen führt.

Werner Dornik arbeitet seit 1980 mit den Medien Fotografie, Film, Text, Musik und Malerei in Europa und Asien. Neben 40 Einzelausstellungen publizierte er u. a. den Foto-Text-Band „If you go you just go", der mit dem Ehrenpreis zum Staatspreis „Die schönsten Bücher Österreichs" ausgezeichnet wurde. Seine Buch- und Ausstellungsprojekte thematisieren die Probleme der „Konsumgesellschaft", fördern geistige Freiheit und unterstützen soziale Projekte wie die Leprastation Khandwa in Indien und die Lebenshilfe Gmunden.
Im Jahr 2005 gründete er die BINDU-ART-SCHOOL, eine Malschule für geheilte Leprakranke in Südindien

In dieser Ausgabe Gedichte/Lyrik von:

Michael Benaglio, Sonja Henisch, Vero Thum, Renate Katzer, Frank Joussen, Ingonda Lehner, Sophie Reyer, Marzanna Danek-Hnelozub, Kurt F Svatek, Birgit Rietzler, Heinz Kröpfl, Susanne Ulrike Maria Albrecht, Paweł Markiewicz, Robert Müller, dan*ela beuren, Gerhard Blaboll, Helmuth A. Niederle, Erich Schirhuber, Lena Engelbrecht, Elmar Mayer Baldasseroni, Helmut Blepp, Nahid Ensafpour, Franz Gatterer, Christl Greller, Verena Stegemann, Lydia Ruckensteiner, Karin Brand, Philipp von Bose, Ilona Daniela Weigel (-Benning), Peter Sonnbichler.

IMPRESSUM

ISSN: 2311-0341

Medieninhaber:
Sonne und Mond
Verein zur Förderung ganzheitlicher Kunst und Ästhetik
Gersthoferstr. 75/20/14; 1180 Wien
Herausgeber: Manfred Stangl,
Michael Benaglio.
Chefredaktion: Manfred Stangl.
Redaktion dieses Heftes: Michael Benaglio, Sonja Henisch, Claudia Behrens, Lieselotte Stiegler, Elisabeth M. Jursa.
Titelbild: Gabriele Bina, Sonnenmini, Urlaub III, 2024
Lektorat: Constantin.
Gemälde & Grafiken: Ingonda Lehner, Bindu-Art-school: P. BALACHANDRAN, M. V. SAHADEVAN
Fotos: Christian Pauli, Werner Dornik, Werner Dornik.
Kontakt: www.sonneundmond.at,
www.pappelblatt.com
manfred.stangl@sonneundmond.at
Grafik & Produktion: Mathias Hentz.
Druck: WOGRANDL DRUCK GmbH
Kontakt: mr@wograndl.com

Copyright der Texte bei den AutorInnen.

Abo: 3 Ausgaben jährlich 18.- Euro Inland,
EU Ausland 25.- Euro
inkl. Versand.

Gefördert durch
Stadt Wien Kultur

Stadt Wien | Kultur

Dieses Heft wurde auf PEFC-zertifiziertem Papier gedruckt. Alle anderen verwendeten Materialien sind umweltverträglich und abbaubar.

100% ÖKOSTROM AUS ÖSTERREICH

Inhalt

ZEITSCHRIFT FÜR LITERATUR, MENSCHENRECHTE UND SPIRITUALITÄT
H.NR.35/2025, SOMMER

EDITORIAL I S. 4
VOM REISEN ZUM WANDERN
MANFRED STANGL

EDITORIAL II S. 5
ODYSSEUS REIST, WANDERT UND SUCHT VERZWEIFELT EIN KLO
MICHAEL BENAGLIO

EDITORIAL SPEZIAL S. 6
GEHT DIE REISE DES PAPPELBLATTES ZU ENDE?
MANFRED STANGL

BUDDHAS GEBISS S. 9
DIMITRE DINEV

NACH INDIEN ÜBERLAND S. 12
DOROTHEA SCHAFRANEK

DAS PAPPELBLATT: S. 16
AUSZUG AUS DEN BESCHLÜSSEN DER GENERALVERSAMMLUNG
DER IG AUTORINNEN AUTOREN WIEN, LITERATURHAUS

PFANDWANDERN S. 18
SILVIA CONSTANTIN

GEDANKEN ZU DEN LETZTEN EREIGNISSEN IM IRAN S. 22
NAHID ENSAFPOUR

ZWISCHEN BLÜTE UND UNTERGANG S. 23
DILAN CANBAZ

DIE REISE IN DEN HIMMEL S. 24
MANFRED STANGL

ERZÄHL MIR VON INDIEN S. 26
CLAUDIA DVORACEK-IBY

ÖBB REQUIEM S. 27
MICHAEL BENAGLIO

REISENDE S. 28
SUSANNE RÖDL

EIN BLATT GANZHEITLICHE ÄSTHETIK S. 29
MANFRED STANGL

KADIR IN KAS S. 31
SONJA HENISCH

DIE REISE IN DAS INNERE EINES MENSCHEN S. 32
CLAUDIA BEHRENS

AEROFLOT S. 33
ELISABETH M. JURSA

DER WANDERER S. 36
CHRISTIAN KNIEPS

DAS HERZ IST WO DIE HEIMAT IST S. 37
MAE S. LADLE

DIE WANDERUNG NACH KLOSTER ANDECHS S. 40
MEI SHI

DURCH DIE WÜSTE S. 41
BRIGITTE STUIBER

DER MAGISCHE SCHREI DES SÜDENS S. 45
MICHAEL BENAGLIO

DAMALS IN PUERTO LUZARO S. 46
MARIA LEHNER

REISE ZUM MYTHISCHEN VOLK DER ETRUSKER S. 47
MICHAEL BENAGLIO

SANTIAGO DE COMPOSTELA S. 51
STIEGLER LIESELOTTE

NACHT IN DEN BERGEN S. 54
DANIEL MYLOW

SPAZIERGANG IN DIE ANTIKE (UND WIEDER ZURÜCK) S. 56
HANS NEUMANN

KRÜPPELKIEFERN UND STEINE S. 58
SYBILLE FRITSCH

ALP HÜSEREN S. 60
CLAUDIA STORZ



Editorial 1

Vom Reisen zum Wandern

Manfred Stangl

Im Mittelhochdeutschen bedeutete „reisen“ einen Kriegszug zu unternehmen, zu plündern, rauben. Lässt man die Analogie zu heutigen Pauschalangeboten weg, tun sich wohlige Gefühle und Erinnerungen auf. Sicherlich ist eine All-Inklusive-Destination so austauschbar wie eine Fertigpizza. Sieht man von der Kulisse der unterschiedlich bunten Haut der Bediensteten ab (meist aber eh braun) und dem bisschen Lokalkolorit, das das exotische Essen am Selbstbedienungsbuffet bietet, unterscheidet sich vom 5 Stern-Ressort auf den Malediven, in Sharm el Sheikh, Hurgharda, Bali oder in Thailand wenig. Ja – täglich werden andere Stellwände aufgezogen mit Tauchgängen, Tempeln oder Königsgräbern, aber letztlich bleibt der Tourist in seiner Reisegruppe in einer Blase verschlossen – bekommt vom besuchten Land so viel mit, wie ein Operateur hinterm Diaprojektor. Klingende Destinationen bringen den Reiseunternehmen klingelnde Kassen – die beliebten Sehnsuchtsorte aber leiden unter dem Massenansturm, ob in Barcelona, Dubrovnik, Florenz oder Hallstadt. Aus Anstand müsste man diese überlaufenen Reiseziele meiden, sie in Ruhe lassen, oder wenigstens (bei den europäischen Sehenswürdigkeiten) von November bis Februar buchen, wo noch etwas Stille herrscht.

Diese Orte haben es nicht verdient, dass man sie in kleinen Häppchen am Handy mitsamt den grinsenden Gesichtern der „Räuber“, als Beute nachhause schleppt, bzw. dorthin postet. Eher zusammenhanglose Ausschnitte aus einer an sich wundervollen Welt missbrauchen diese, zerstückeln sie so schlimm, wie es moderne Kunst und Literatur machen; ein Selbstbedienungsvernichtungsfeldzug für die einfachen Leut quasi. Geteilt werden die angesagtesten Views – von den Menschen, den Schmetterlingen, den Düften, der Welt hinterm Screen kriegt man gar nichts mit. Die Billigfluglinien erweitern das Selbstbedienungskonzept vom Einchecken per App bis zum Kofferaufgeben, gerade dass man sein Gepäck nicht selbst vom Förderband zum Flieger schleppt oder im Cockpit den Kaffee selber brüht. Allerdings: auf dem Wikingerlangschiff erreichen wir heute keine fernen Orte, Fliegen vergrößert natürlich den Horizont, schenkt die Chance, sein Ich zu erweitern, der Freiheit auszusetzen, vom Alltagstrott unbeschwert; was allerdings bei Fernreisen von unter einem Monat selten wirklich eintritt: dieser Moment, an dem die Seele zu baumeln beginnt, das Rauschen der Wellen einen hineinsaugt, das Grün des Dschungels, das Schwarz der Vulkane einen umspült, man plötzlich einen anderen Rhythmus in sich spürt, man mit diesem flutet, das Glück hinter den aufbrechenden Kokons der Alltagswelt förmlich greift.

Das Abenteuer beginnt: Man erfährt schrecklich Schönes sowie vielleicht auch fürchterlich Schreckliches; allerdings führen unsere Reisen heutzutage ja selten zu den Quellen im Urwald, aus dem Eingeborene Pfeile auf einen schießen.

Bricht man aber für längere Zeit auf, dann ändert sich (wie die Redewendung andeutet) seelisch etwas, sofern man nicht an einer Selbstdarstellungsparty namens Traumschiff teilnimmt, oder andere Pauschalreisen bucht. Der Blick wird offener, Verkrustungen fallen ab, manchmal einem auch die Schuppen von den Augen – man atmet tiefer, freier; leuchtet. Von innen strahlen die Augen. Die Seele entstaubt. Gereinigt. Worum es auch in Pilgerreisen geht. Sofern es sich nicht um solche zur Besonderheit handelt, zum Instatempel, der, einerlei wo auf der Welt, nur die Gottheit Ich feiert, im Selbstverliebtheitsrausch.

Wandern erlebt zurzeit einen Hype. Dabei wird es so verstanden, wie die Grünen die Natur wahrnehmen. Als Ort, den man gedanklich durchstreift, dessen Anrufung einen zu etwas Besonderem macht, einem Guten, der sich ums Geschick der Welt kümmert. Die Naturverbundenheit der Retter der Hainburger Au dämmert längst hinter gebrieften Reden dahin. Das nature-writing, eine Folge des Getues um die Natur, beinhaltet meist ebenso wenig Naturverbundenheit. Wo der Einzelne nicht mit dem Ganzen verschmilzt, das Ego nicht in etwas Größerem sich transzendiert, wird nur das narzisstische Ich angehimmelt. Die moralische Überlegenheit gefeiert, oder wiederum das Selfiemotiv – möglichst technisch versiert – konserviert. Wandern sollte nicht als Leistungssport zum Erreichen von Zielen eingesetzt werden, durch die Natur zu marodieren mit einem Schrittzähler oder Pulsmesser am Handgelenk verkehrt den Sinn der Tätigkeit. Stilles Wandern beruhigt, reinigt den Geist. Die Natur ist nicht Kulisse, die an den Gedanken über die erbrachte Leistung schneller vorüberzieht. Das Gehen erdet, die Venenpumpe arbeitet, was natürlich essentiellen gesundheitlichen Nutzen birgt, aber vor allem gehen wir in die Natur hinein, nicht an ihr vorüber. Dieses tiefere Eintauchen lässt uns freier atmen, schenkt gar meditative Zustände. Wandern ohne Hast, ohne strengen Zeitplan trägt stets spirituelle Züge. Verbunden mit mythischen Landschaften und/oder an sa-

Manfred Stangl,
geb. 1959 in Graz; Absolvent der Ther. MilAk. Später abgebrochene Studien der Philosophie, Germanistik, Psychologie; Tätigkeiten als Journalist. Als Brotberuf Aufseher im MAK, wo er in der Stille begriff, dass das Denken nicht zum Erkennen der Wahrheit führt. Es folgten Jahre der Meditation und schließlich die Heimkehr in Gott (Unio Mystica). Mehrere Gedichtbände; zuletzt: „Gesänge der Gräser“ edition sonne und mond. „Zehntausendundacht – eine Prophezeiung vom Untergang der Menschen“, 2021. Seit 2014 Herausgeber des Pappelblattes - Zeitschrift für Literatur, Menschenrechte und Spiritualität. Seit 2018 P.E.N.-Clubmitglied. Lebt jetzt in Wien und dem Südburgenland. 2020 erschien die „Ästhetik der Ganzheit“.. “Seliger – ganzheitlicher

kralen Orten erhebt es, bringt es dem Göttlichen näher, selbst wenn man nicht daran denkt. Winterwanderungen in der berauschenden Gipfellandschaft der Alpen, oder der Anblick winziger Spuren der Mufflonhufe im Schnee lassen Tränen in die Augen steigen vor Glück. Oder die spanischen Flaggen und Landkärtchen wehen auf, wenn man im Spätsommer an den Attichsträuchern streift, oder die weiße Pracht der Vogelkirschen im Frühling gemahnt an einen geheimen Plan, nach dem Engel mitten im Wald ewig still dastehen. Oder man wandert im Sommer am Meer entlang, fernab der Liegestuhlkomplexe, inmitten der würzigen Macchia, verlassene Buchten erkundend, Seligkeit im Herzen. Von all dem nun wollen wir in dieser Pappelblatt-Ausgabe berichten. Und von mehr.

Editorial II

Odysseus reist, wandert und sucht verzweifelt ein Klo

Michael Benaglio

Fast ein halber Tag in glühender Hitze. Nur Disteln, knorrige Büsche, harte Gräser, ein paar Schlangen und ein unter glühendem Stein versteckter Skorpion. Schmaler, ausgetretener Weg, halb auf vertrockneter Erde, halb auf Sand. Die letzte Busstation in einem Dorf irgendwo. Dann, endlich, schweißgebadet, Matala. Der kleine Ort an Kretas Südküste. Fischer, ein paar weiße Häuser. Und viele archaische Höhlen in einer steilen Felswand, die nun Hippies als Schlafstätten dienen. Hier würde sich auch Odysseus wohlfühlen.

Ende der sechziger, Anfang der siebziger Jahre des letzten Jahrtausends. Bunt gekleidete Gestalten, meist aus nördlicher gelegenen Ländern, verweilten in Matala im Zuge ihrer Suche nach einer anderen, freieren Welt. Die Flucht vor den kapitalistischen Schornsteinen und Büromauern in den morbiden Fabrikhallen Deutschlands, Österreichs, Englands ... Die Suche nach anderer Kultur, nach sich selbst. Die Einheimischen auf Kreta, eben noch als Partisanen gegen die brutale deutsche Besatzung des Weltkriegs aktiv, nahmen die fremdartigen Gesellen gastfreundlich auf. Man lebte zusammen, immerhin wechselten ein paar spärliche Mark oder Schillinge den Besitzer. Allmählich erreichten die Buntgekleideten Flowerpoweradepten andere Orte der Südküste: Paleochora, Lentas...

Die Menschen in den kapitalistischen Industrienationen wurden wohlhabender. Sie planten touristische Reisen und Aufenthalte, von Reisebüros oder Fluglinien organisiert und vermarktet. Allmählich setzte Massentourismus ein, anfänglich im hehren Gleichschritt der Fahne Neckermann folgend. Heute ist die Küste Nordkretas ein Alptraum, ein laut plärrendes, versoffenes, verkifftes Halligalliunternehmen. Unvorstellbar, wie einst hier die Ruhe zwischen Ölbäumen und üppig wuchernden Gärten ihre kretischen Lieder zur Freude des Odysseus sang. Auch Matala hat seinen friedlich-beschaulichen Geist verloren. Es plärrt aus allen Lautsprechern.

Ich sitze im Zug von Stainach nach Bad Ischl. Neben mir Odysseus, der eine vegane Leberkäsesemmel isst. Plötzlich, bei Hallstatt, Menschenmassen am engen Bahnsteig, die Zugtüren öffnen sich, Massentrauben mit Gepäckriesen stürzen, stöhnen, trampeln herein, bald schon Leiber über mir, neben mir, verzweifelt stecke ich mein Buch in den Rucksack, um es zu retten, Odysseus will sein Schwert zur Verteidigung ziehen, allein, er verfügt über keinen Platz mehr, dicht gedrängte Leiber, Koffergiganten versperren die schmalen Wege, Ausdünstungen, Chinesenmassen, so wie der gläubige Moslem nach Mekka pilgert, pilgert der moderne, gläubige Chinese nach Hallstatt. Dazwischen Inder, Asiaten, Italiener, Eskimos, eine Einheimische und ich glaube, sogar zwei Außerirdische erkannt zu haben. Luft! Luft! Luft! Das einzige Klo des Menschenviehtransports wieder einmal verschlossen. Verzweifelte Menschen mit verzerrten Gesichtern bekämpfen ihren ach so menschlichen Drang. Business As Usual der Tante ÖBB.

Die Menschen in Hallstatt, ein paar Profiteure ausgenommen, stöhnen unter der inzwischen das ganze Jahr tobenden Massentourismuslawine. Wie ihre Kollegen in Venedig, Capri, inzwischen auch bereits in Rom. Und, und, und...

Nun: Es gibt Menschen, die genießen es, wenn sie ihren Ort, ihre Region nicht verlassen müssen, ihnen genügen die heimischen Berge, Seen, Flüsse, Freunde und Feinde, Verwandten und der nette Schäferhund von nebenan. Dann gibt es aber den Typus Mensch, der das Reisen, das Wandern im Blut hat. Und das nicht erst in unserer Zeit. Bereits in der Antike (und früher) reisten abenteuerlich gesinnte Menschen durch die damals bekannte und unbekannte Welt. Ihre Motivation: Fremde Kulturen und Menschen kennenlernen, neue Kultplätze, Riten, neue Sichtweisen von Welt und Universum. Freilich: Auch wirtschaftliche und machtpolitische ▶

Interessen begleiteten viele Entdeckerfahrten unserer Altvorderen. Immerhin tummelten sich ihre Schiffe, Wagen, Pferde und auch gehfreudigen Beine von Sibirien bis in die Sahara, von China bis in das ferne, mysteriöse Indien. Bei den alten Griechen zeigten sich die ersten Historiker, die weite Reisen unternahmen, um ihren Stammesfreunden fremde Kulturen und Gebräuche und geschichtliche Ereignisse bekannt zu machen. Und Odysseus, freilich etwas unfreiwillig, da er mit dem Meeresgott Poseidon einen Wickel hatte, ließ über sein Sprachrohr Homer viel über die damalige Welt und ihre Kulturen verlautbaren.

Beliebtestes Reiseziel: Italien. Bereits im Spätmittelalter reisten Künstler, Intellektuelle und andere Fernwehgetragene nach Italien, ab dem 16. Jahrhundert zählte es zum Standesstatus adeliger englischer Sprösslinge, in das Land mit den blühenden Zitronen zu gondeln und diese Passion erfasste ab dem späten 17. Jahrhundert ganz Europa. Der gelobte Süden, das bedeutete Bildung, Kultur, Humanismus, ein wohltuendes Klima und gute Weine. Die berühmte Italienreise Goethes (1786 – 1788), heute kaum noch gelesen, nahm zwei Jahre in Anspruch. Zeit, um ein anderes Land, eine fremde Kultur in sich aufzunehmen und zu verstehen. Ab dem 19. Jahrhundert wurden Künstler zu den Vorreitern des kulturbeflissenen Reisens: Nach Capri drängte es Rainer Maria Rilke, Claude Debussy, den Frühkommunisten Maxim Gorki, Oscar Wilde und viele andere. Capri wurde berühmt und erstickt heute im Massentourismus. Wer nach Capri fährt – bitte alle Ersparnisse mitnehmen! Bevor es so weit kam, schloss sich der Literaturnobelpreisträger Hermann Hesse der Going Italy-Tradition der schreibenden Zunft an. Zwischen 1901 – 1914 unternahm er zehn Italienreisen, meist mit nur wenig Geld im Sackerl, oft zu Fuß, wandernd, doch für so manchen Plausch mit Einheimischen reichte es allemal und die gemütlichen erdigen Weinkeller mit gutem Schinken zogen den Dichter stets in ihren verführerisch-bacchantischen Bann. Hesse wollte Kultur, Landschaft und die Bevölkerung erwandern, reisend in sich erfassen und berühren.

Später autostoppten Hippies mit Rucksäcken durch die halbe Welt, um ein einfaches, konsumverweigerndes Leben zu führen und fremde Kulturen zu erfassen, zu erleben, zu bestaunen. Viele von ihnen führte ihr Weg nach Indien, auf der Suche nach Yoga, Meditation und einer Spiritualität, die sie in den Hallen und Kirchen der „zivilisierten“, „fortschrittlichen“ Welt nicht fanden.

Freies Reisen wird heute zunehmend unter dem Hammerdiktat des Massentourismus eingeschränkt. Venedig verlangt bereits Eintrittsgelder für den Besuch, andere Orte werden vermutlich folgen. Ärmere Schichten werden so sukzessive vom Reisen ausgeschlossen, ebenso alle, die digital nicht gerade toll drauf sind, wird doch das Reisen, speziell das Fliegen immer mehr digitalen Zwängen unterworfen und in so manch ein Museum, manche Ausgrabung in Italien kommst du nur noch mit einer Visa oder sonstigen Card hinein. Selbst Odysseus stand vor verschlossenen Kulturtüren oder durfte nicht landen, da er keine Identity-Card besaß.

Die Massenhysterien in den Flughäfen, die Gepäckkontrollen im Stressurwald einer wild gewordenen „Zivilisation“ entfernen die Menschen von dem, was sie eigentlich beim Reisen, im Urlaub suchen: Etwas Ruhe, Erholung, Entspannung und einen kleinen, freundschaftlichen Blick in das Innere ihrer wunden Seelen.

Ist das Reisen unter dem Taktstock der kapitalistischen Gierrammelarmada passé? Unmöglich für sensible Naturen? Ich glaube nicht. Freilich gibt es nun Orte, die dem Massentourismus geopfert wurden und deren Angebote fast nur noch den Schein ehemaliger Kultur vortäuschen. Aber immer noch gibt es die kleinen, versteckten Plätze, Dörfer, Landschaften, Regionen, die wohl keine großen Sensationen, aber dafür großen seelischen Gewinn bereithalten. Ihnen können wir uns immer noch – mit allen Einschränkungen – stilvoll nähern. Wer solche Orte kennt, bitte keinem Influencer mitteilen, das könnte einen Massensturm auslösen und die Orte vernichten. Also still genießen. Gleichzeitig wird es Zeit, in welcher Form auch immer, sich zu erheben und der Land und Leben zerstörenden Gier-Zivilisation unserer Gegenwart den gut gemeinten Stinkefinger zu zeigen, nach dem Motto: So nicht!

Reisen in Harmonie mit Land und Leben ... vielleicht inzwischen auch ein Schlagwort ... aber die einzige Reisealternative mit Überlebenschancen. Odysseus ist übrigens auch dieser Meinung.

Michael Benaglio, Leiter des „Forum Club Literatur“ von 2005 bis 2016, zahlreiche Literaturlesungen und Publikationen, Mitherausgeber der Literaturzeitschrift „Pappelblatt“, Chefredakteur der Literaturzeitschrift „Die Feder“, literarische Auftritte bei Theaterstücken, zweimaliger Preisträger der Gesellschaft der Lyrikfreunde. Mehrere Buchveröffentlichungen: in der edition sonne und mond: „Der Ritt auf der Katze – phantastische Erzählungen“, „Sonnenaufgang im Wasserglas“ und „Die fliegenden Pferde von Wien“. Mitglied im PEN-Club und in weiteren Literaturvereinigungen.

Editorial spezial

Geht die Reise des Pappelblattes zu Ende?

Der Beirat des Bundes verweigerte die Förderung für das Pappelblatt für das Jahr 2026, sodass wir eigentlich das Pappelblatt nicht weiterführen können.

Irgendwie wurde es ihnen zu bunt, daher muss das Heft jetzt in s / w erscheinen, dafür aber das Cover poppig aufgemotzt. Aber es könnte mit Ende dieses Jahres die Zeitschrift von uns eingestellt werden müssen. Die



thailand boats, Foto: Christian Pauli

Frage lautet: Warum jetzt, nach 12 Jahren intensiver und fruchtbarer Arbeit? Warum will der Bund uns jetzt abdrehen? Was machen wir aktuell anders, außer dass etliche neue Autorinnen und Autoren zu den Pappelblättern fanden, viele davon in Literaturvereinigungen organisiert, etliche von ihnen erfreut, Positives und Farbenfrohes bei uns publizieren zu können, während im üblichen Verlags- und Zeitschriftengeschäft ihre Texte gemalt mit den Pigmenten der Palette Dunkelschwarz bis Weißgrau erscheinen.

Die Antwort liegt in der Bestellung eines neuen Literaturbeirates, der sich hauptsächlich aus universitätsnahen Juroren zusammenstellt, der Wissenschaft treu verbunden.

Die Crux am literaturwissenschaftlich geschulten Personal liegt eben in der Arbeitsweise der Literaturwissenschaft, die ähnlich wie die Geschichtswissenschaften zwar Vergangenes korrekt einzuordnen verstehen (immer mit der Einschränkung ideologischer Verblendung allerdings), mit den diversen literarischen Strömungen der Vergangenheit hervorragend arbeiten können, aber diesen Rahmen Übersteigendes, also wirklich Neues, kaum aufzunehmen in der Lage sind.

Sie halten für überholt, was an vergangene Bewegungen erinnert, lehnen ab, das sie einmal gelesen zu haben glauben, übersehen, dass im Pappelblatt Texte versammelt werden, die sich aus gänzlich neuen Quellen speisen. Mancher Einfluss sintert von Romantik, Beatniks, mystischer Literatur her, dies alles jedoch mit Bächen aus indianischer, indischer, fernöstlicher und Sufi-Literatur verquickt, auf dass in aller Breite ein gänzlich frischer Strom anschwillt, der die dürren Ebenen moderner Literatur köstlich befruchtet.

Ich habe parallel zum Pappelblatt eine „Ästhetik der Ganzheit“ entwickelt, die die ästhetischen Prinzipien nennt, die man in den Texten des Heftes finden kann. Das Problem wohl: obschon wir Autorinnen und Autoren, die ganzheitliche Prinzipien intuitiv anwenden, Abertausende von Büchern moderner und postmoderner Provenienz lasen, bevor wir sie überwanden, kennen die meisten Kritiker der Pappeblätter kaum eines der Bücher der AutorInnen des engeren Umkreises – und meine Ästhetik der Ganzheit schon gar nicht. In ihr werden die Normen diskutiert, auf denen moderne Literatur (und Kunst) basiert, in ihr werden ästhetische Prinzipien und Mittel der Ganzheit aufgezählt, sowie neue Formen genannt. Das Primat der Ästhetik der Hässlichkeit, des Theaters des Absurden, der Ekelmaximierung, des Nihilismus und der Sinnlosigkeitsliteratur werden ebenso wie Unkonsumierbarkeit, Verabstraktion und bewusste Mystifizierung überwunden: frische ästhetische Prinzipien eingeführt, breit diskutiert, wie die Verwechslung ästhetischer Prinzipien und Mittel gewaltverherrlichende Literatur und Kunst, Theater und Film schafft – Kritik, die wiederholt in ästhetischen Beiträgen im Pappelblatt nachzulesen ist.

Ganzheitliche Formen schauen auf den ersten Blick Bekanntem ähnlich, die Überwindung sprachzerfetzender, syntaxauflösender Literatur, die Ablehnung von Wörtermördertum und spitzkantigen Abgrundtexten gipfelt jedoch in neuer Schönheit und echtem Glanz: Ganzheitliche Literatur wirft lebendiges Licht auf die Welt, nicht das stets schrägere, fahlere moderner Ergüsse. Dabei wird sehr wohl eine Abgrenzung vorgenommen von flacher, oftmals banaler esoterischer Weltbetrachtung – wer nicht durch Schmerz, Liebe und Leid ging, kann auch wahre Schönheit in sich nicht finden. Auch der heute weit verbreiteten kaltsachlichen, leblosen Perfektionsliteratur können wir nichts abgewinnen. Die Betrachtung der Welt vom obersten Stock eines Hochhauses aus, die inszenierte Selbstironie sowie der Zynismus, der angeblich das Leben erträglich macht, sind bei uns nicht zu finden.

Uns gilt die Natur nicht als schlecht, weil wir sie nicht als Mörderin am Ich definieren, eines Ichs, das sich an die Stelle jeglicher Göttlichkeit gesetzt hat seit Aufklärung und beginnender Moderne. Dieser Ich hasst jede Beschränkung, erklärt allem Transzendenten den Krieg, möchte den Tod ermorden, diese ultimative Schande des größenwahnsinnigen Egos. Jede Begrenzung muss fallen: damit auch die Regeln, welche die Natur vor völliger Ausbeutung und die Menschen vor Versklavung schützen. Gegenwartsliteratur fördert damit die Zerstörung der Um- und Mitwelt, sie rechtfertig die Dauergleißer und Weltverschleißer – schenkt ihnen den ideologischen Überbau, den einst die Kirche mit ihren Idealen (die sie selbst nie hielt) dem Adel als Rechtfertigung für die Unterdrückung des einfachen Volkes bot. Die Legitimierung des allmächtigen Gottes-Ichs durch Kunst und Literatur durschauen wir absolut – und bewerten sie in einen menschlichen Rahmen neu.

Man mag die Texte der Pappelblätter als Nischenliteratur definieren. In den Nischen, in den Ritzen im Asphalt der Betondecke über den Wiesen und unseren Gefühlen brechen kleine Pflänzchen breitere Risse, auf dass wieder Luft zum Atmen da ist, das Leben fließen kann.

Aus der äußerst zustimmenden Reaktion des PEN-Clubs, der IG AutorInnen und etlicher Literaturverbände schöpfen wir Hoffnung, dass die Entscheidung des Literaturbeirates, das Pappelblatt zu liquidieren, zurückgenommen wird. Wissen können wir das nicht, daher bleibt offen, ob wir uns im letzten Jahr unserer Reise befinden, oder hohe noch schönere Bäume Erde und Himmel weiter versöhnen werden.

Manfred Stangl **Siehe IG AutorInnenbeschluss auf S.16**

Vermächtnis eines Reisenden

Bevor die Pforten des gnadenvollen Todes
Sich für mich öffnen
Und die Schlacken meines Körpers
Verbrannt in tausend Inkarnationen
Auf den Schutthaufen von Ausbeutung und Entmündigung
Zurückgelassen wie eine leere Coladose
In den Hallen hämischen Vergessens
Vermodern
Möchte ich euch noch eines mitgeben:
Das Lachen der Vögel
Im alten Zwetschkenbaum
Jubilierend
Hell singend
In den ersten Strahlen des Morgengrau'ns
Die Küsse tausender Geliebter
Strahlend in der Fülle
Ihrer vitalen, jugenderblühten Kraft
Das Lied der Meister
Rockend auf Gitarren, träumend in Flöten, pulsierend in Trommeln
Am schattengeschützten Waldesrand;
Bevor die Melodien einer anderen Welt
Mich auf belebten, bunten, rauschenden Strömen tragen
Möchte ich euch erinnern
An die Hoffnung der Seele
Irgendwann gefühlt
Zwischen Rolltreppen und Disneyland
In keimenden Schatten frühlingshaft erglühender Sträucher
In einem Park, gepflegt, mit Bänken versehen
Für Liebende, erregt, in erster Abendstunde
Möchte ich euch erinnern
Gestattet es mir
An die Melodie der Sonne
Zwinkernd zwischen Ästen
Hell auflachend im Mittagswind



Toskana vier, Thumfahrt, Meerstilleben

Zwischen den Kerben, Eiterbeulen des Alltags
Die still aus den Schatten des Hades wachsen
Wie Gorgonenhäupter in Fabrikhallen
Entmenschlichter grün-gelber Schleimfiguren
Ächzend, stöhnend
Nach Erlösung dürstend
Nach einem sozialen Gerechtigkeitswind
Streichend über blumenbesäte Berghänge
Umhüllt von den Ahnungen, Hoffnungen
Der unbeschwert lachenden jungen Menschen
Die aus den Kerkern der Schulgebäude entfliehen
Mit wehenden Haaren, stillem Grinsen.

Ja, eines
Möchte ich euch mitgeben
Ihr Gefährten meiner Berg- und Tal,
Meiner Glück- und Jammerfahrten -
Das Licht der Sonne
Pulsierend in den Strahlen ungeborener Wonnen
Die unsichtbare, Gefühle aussendende Macht
hinter den Wolken
Sich entfaltend
Alles durchdringend
Anklopfend, berührend, dich küssend
Mit warmem Mund wie der Tau
Eines Elfenreigens
Auf träge schlummernden Huflattichblättern
Träumend von zaunlosen Feldern
In weitem, freiem Land.

Tausende haben es besungen
Tausende haben in seinem Arm gedichtet
Tausende haben es verzückt vertont -
Keine wurde verschont
Vom Dornenkranz des Weges zwischen den Welten.

Bevor die Pforten des gnadenvollen Todes
Sich für mich öffnen
Und die Schlacken meines Körpers
Verbrannt in tausend Inkarnationen
Auf den Schutthaufen von Ausbeutung und Entmündigung
Zurückgelassen wie eine leere Coladose
Vermodern
Möchte ich euch noch eines mitgeben:
Geht nach Innen
Küsst die Blumen
Meidet die Superreichen
Sucht die Samen der Sonnenblumen
Auf duftendem, windbewegtem Feld
Das fern der Sinne
In den Gärten paradiesischer Sonnenuntergänge
Auf den Kuss eurer Seelen wartet
Wie der Geliebte auf die nach Moschus duftende Königin der Nacht.

Michael Benaglio

Buddhas Gebiss

Dimitre Dinev

Es war Mitte November als wir die legendäre Stadt Kandy besucht haben. Unterwegs dorthin machten wir einen Abstecher zu dem Elefantenwaisenhaus, wo unsere zweijährige Tochter Lilia mit einer Milchflasche, die nur ein wenig kleiner war als sie, einen Babyelefanten füttern durfte. Als wir in Kandy ankamen, streikten gerade die Studenten der größten Universität des Landes, was einen zweistündigen Stau zur Folge hatte. Durch die Autofenster sahen wir einen älteren erbosten Mann im Sarong mit einem Schirm in der Hand die Straße laufend durchqueren und vor einem Baum stehen bleiben. Er blickte hinauf, schrie etwas und warf danach seinen Schirm in die Höhe. Kurz darauf rieselten vom Baum die unterschiedlichsten Gegenstände. Kekspackungen unterschiedlichster Farbe, Postkarten, T-Shirts, kleine Buddhafiguren. Man war verführt an eine magische Handlung zu denken. Doch es war keine Magie in dem Spiel, das sich gerade vor unseren Augen vollzog. Sondern eine Affenfamilie, die den Stand des armen Mannes ausgeraubt hatte und ihn jetzt mit seinen eigenen Waren bewarf. Anscheinend wurden auch die Affen vom Streik angesteckt. Im Hotel lernte Lilia die dreijährige französische Dame Daphne kennen. Beide hatten schon seit Wochen, also seit Ewigkeiten, mit keinen Kindern gespielt, also tobten sie sich aus. Sie liefen und kreischten und quietschten durch das Restaurant, krabbelten unter den Tischen, wälzten sich am Boden, lagen Kopf an Kopf auf dem Rücken, schauten zum Luster, der für sie gerade den Kosmos ihres Kinderhimmels darstellte, und kicherten vergnügt. In einem europäischen Lokal wären wir längst hinausgeworfen worden und als unfähige Eltern gebrandmarkt. Hier wiederholten die Kellner nur ihre Namen, Lili und Daphne, so lange, bis auch alle Gäste von ihrer Ruhe und Gelassenheit hypnotisiert wurden.

Am nächsten Morgen besuchten wir den botanischen Garten. Er zählt zu den schönsten und umfassendsten Süd- und Südostasiens. Fast alle tropischen Pflanzenarten des Kontinents sind hier zu finden und auch alle Liebespaare der Stadt. Er ist der einzige Ort, wo die Verliebten ungehindert Hand in Hand gehen, sich umarmen oder küssen können. Das Paradies war eigentlich auch ein Garten, in dem der Mensch die Scham noch nicht kannte. Der Eintritt kostet für die Einheimischen 300 Rupien, für die Touristen dagegen 1.100. Wer sich nirgendwo mehr schämt, muss eben mehr zahlen. Wir gingen nicht lang, da bemerkte ein Gärtner meine Fotokamera und winkte mich zu sich. Ich ging. Er griff in die Hintertasche seiner Hose und holte daraus das gefaltete Blatt einer mir unbekannten tropischen Pflanze heraus. Er faltete es auseinander und zeigte mir was für einen Schatz er drinnen versteckt hielt. Es war ein schwarzer Skorpion. Ob ich ihn nicht fotografieren wollte, fragte er mich. Es koste nur 150 Rupien. Ich gebe zu, es war ein sehr fotogenes Tier, doch ich lehnte dankend ab. Daraufhin faltete der Gärtner das Blatt wieder und schob es in seine Gesäßtasche. Es gibt sicher entspanntere Wege sich sein Monatseinkommen aufzubessern, als mit einem Skorpion am Arsch die Zeit von 8 Uhr morgens bis 19 Uhr abends zu verbringen und nebenbei Gartenarbeit zu verrichten.

Bevor wir am Abend den legendenumwobenen Tempel aufsuchten, verfolgten wir eine Aufführung der viel gelobten Kandytänzer. Die Aufführung dauerte eine Stunde und zu unserer Überraschung saß Lilia die ganze Zeit ruhig mit offenem Mund auf Mamas Schoß. Mein Mund öffnete sich auch, aber erst als die Männer zum Tanz ansetzten. Denn die Bühne erfüllte sich mit Tänzern, alle gebaut wie Buddha. Ihre Fettgürtel vibrierten, ihre Bäuche rotierten wie kleine Himmelskörper, die drohten, sie jeden Augenblick aus der Bahn zu werfen. Der Schweiß rann und spross und glänzte wie eine eigene Utensilie, die zum Tanz gehörte. Ich sah wie die Gesichter aller Männer im Saal sich mit Freude auffüllten. Denn beim Anblick dieser Tänzer kann jeder Bier genießende Europäer sich richtig entspannen und darauf bauen, dass ihm noch eine große Tänzerkarriere bevorstehe. Zum Abschluss gab es Feuerschlucker, die auch auf glühenden Kohlen tanzten, und uns bei unseren Versuchen, Lilia das Wesen und die Wirkung der Dinge und den richtigen Umgang mit den Elementen zu vermitteln, zurückwarfen.

Nun stand unserem Besuch im Tempel nichts mehr im Weg. Kein Skorpion, kein Tanz und kein Feuer. Beim Eintritt ins heilige Gelände wurden wir wie am Flughafen gecheckt. Nicht nur an Orten wo der Körper, sondern dort, wo auch die Seele abheben kann, muss man sich heutzutage in Acht nehmen. So ist die Welt geworden. Ruhe wird es wahrscheinlich erst dann geben, wenn jeder in seinem Himmel, seinem Nirwana oder in seiner Hölle angelangt ist.

Der Tempel Dalada Maligawa ist einer der wichtigsten der buddhistischen Welt. Denn in ihm wird eine besondere Reliquie aufbewahrt, es ist einer der Zähne Buddhas. Würde man alle Tempel aufzählen, in denen Zähne von Buddha aufgehoben sind, würde man darauf kommen, dass er im Besitz eines beachtlichen Gebisses gewesen sein muss. Solche Gebisse sind der Traum eines jeden Zahnarztes. Der Zahn wird hinter einer mit kostbaren Perlmutt- und Elfenbeinintarsien verzierten silberbeschlagenen Tür gehalten und in einem Reliquar versteckt, das aus sieben ineinander passenden dagobaförmigen goldenen Behälter, genannt Karanduwas, besteht, die mit Perlen und Edelsteinen besetzt sind. Der ▶

letzte und wertvollste Behälter ist aus Elfenbein gefertigt. Der Zahn wird nur alle vier Jahre gezeigt, zu einer besonderen Feierlichkeit. Er wird durch die Stadt auf dem Rücken eines Elefanten ausgeführt. Die sieben Gefäße sind verschließbar. Die Schlüssel dafür besitzen die Oberpriester zweier Klöster, die auch abwechselnd die Zeremonien im Tempel abhalten. Lili kannte schon Buddha, von den vielen Figuren, die im Haus, wo wir wohnen, verstreut sind. Für sie ist er ein Freund von Bruder Jakob, und jedes Mal, wenn sie ihn sieht, beginnt sie zu singen „Buddha Ako, Buddha Ako, schläfst du noch?“ So sang sie auch im Tempel und zeigte Buddha, dass sie auch einige Zähne hatte, die sie jederzeit mit einem „Abaka, Abaka“, was soviel wie Abra Kadabra heißt, in den unbezahlbaren Truhen der Kinderphantasie verstekken konnte.

Dimitré Dinev, wurde 1968 in Plowdiw, Bulgarien geboren. 1990 floh er nach Österreich, wo er arbeitete und studierte. 2003 wurde er Österreicher. Er schreibt Drehbücher, Theaterstücke, Erzählungen, Essays. Seine Bücher sind Bestseller, und werden in 15 Sprachen übersetzt. Er hat viele Auszeichnungen bekommen. “Zeit der Mutigen” Kein & Aber 2026

Sarajewo

Ordentlich aufgeräumt hat man sie wieder,
die Stadt.
Grüne Wege säumen die Miljacka,
fast bis dorthin,
wo die alte Burg einst thronte.
Hinter Baumkronen versteckt
lugen die Ruinen hervor.
Malerisch fast -
man kann doch in alles
Ästhetik hinein projizieren.
Aufgeräumt ist das Bazarviertel,
voll mit Touristen,
die fein verzierte Granathüllen kaufen,
als ließe sich das, was geschah,
je transformieren.
Aufgeräumt ist sie, die Stadt,
die während des Krieges durch einen Tunnel
versorgt wurde,
um die Bewohner nicht verhungern zu lassen.
Sauber und aufgeräumt
und schön zum Flanieren
ist Sarajewo,
wäre es nicht rundum
von tausenden weißen Gräbern
geziert.

Sonja Henisch

Sonja Henisch
ist in Wien geboren und aufgewachsen und hatte schon sehr früh künstlerische Ambitionen. Nach dem Abschluss des Studiums an der Hochschule für angewandte Kunst folgten Ausstellungen im In-und Ausland. Kindertheaterstücke gaben den Impuls zum Schreiben. Auszeichnung im Rahmen von Multikids „Regentrude“ nach Th. Storm. Henisch schreibt Kurzgeschichten und Lyrik. Der Roman „Die Wogen der Drina“ ist 2012 erschienen. 2014 folgt „Theodora oder die Quadratur des Seins“, beide Verlag Bibliothek der Provinz. In der Edition sonne und mond erschienen: „Magie der Spirale“

Tusculum – Etruskerstadt im Latium

Sanft wiegt sich das grüne Gras
im Licht der Sonne.
Eichenbäume säumen den Weg.
Stolz strotzen sie schon Jahrhunderte
dem Wetter und der Zeit.

Die Steine lose im Gelände verstreut.
Du edle Stadt am Monte Tuscolo.
Vergangen sind die Leben der Zeit.

Wir schritten, Arm in Arm den Weg entlang.
Die Haare wehen im Wind und ein weißes Kleid.
Beide bereit zu wählen, den Anderen in der Zeit.

Es öffnen sich die Tore
und ein Kreis aus neun Göttinnen.
Geben uns die Ehre.
Vollzogen ist das Ritual.
Ein Hauch von Sein und leise säuselt der Wind.
Flüstert, was bestimmt ist für die Ewigkeit.

Vergangen sind die Tage, Monate und Jahre.
Was bleibt ist die Erinnerung an die Zeit.
Ein vertrautes Gefühl, ein Bild, was sagt es mir?

Geführt an diesen Ort.
Der Ruf der Göttinnen,
zu sein im Kreise ihrer Macht.
Seltsam berührt und doch erstaunt
im Augenblick der Zeit.

Tusculum, oh Tusculum,
der du thronst auf diesem Berg.

Vero Thum

Vero Thum: Tätig in medizinischen und organisatorischen Bereichen. Erfahrungen im Kulturbereich.

Flucht

der Mann musste weinen
Männertränen, rar und salzig
seine junge Frau, blass
und schwach auf den Beinen

ein Bündel lag bereit
mehr trugen sie nicht
jemand drängte
verwies auf die drohende Zeit

der Esel war gut
ließ sich beladen
er wusste nicht viel
der Mann fasste wieder Mut

das Kind schlief
die Mutter hatte die Brust gegeben
es war ihr noch fremd
der Sand war kalt und tief

die Wüste mit endlosen Weiten
sie hielten sich an den Sternen fest
und sprachen kein Wort
und wussten es nicht zu deuten

wohl aber das Kind
es schlug die Augen auf
und die Mutter erschrak und ahnte
dass seine Wege gezeichnet sind

Renate Katzer,
geboren im Bregenzerwald, lebhaft in Salzburg,
abgeschlossene Berufstätigkeit, sprachverspielt.
Verspürt unbändige Lust am lyrischen Schaffen.
Mitgliedschaft: AKM, PEN, ÖSV, Litges. St.

Weggang

Eine fremde
Nacht deckt zu
die gefrorene Zeit
bis zum hellenden
Morgen
wird ein langer Weg
sein

dem Gehen hängen
Gedanken nach
an das Zurückliegende

schwarz
die fremde Nacht
ohne Sterne

nur den einen
von dem sie sagen

Weggeheimnisse

Führten mich
zwischen den verirrten Häusern
der winterdunklen Stadt
die gegen den tiefen Lauf der Sonne lebte
eines nebellastigen Nachmittages
in kristallene Höhen

trugen mich
Riesen zu den prunkenden Schneepalästen

angehäuft ein Schauer
funkelnder Sterne
geschmolzen
in meiner Hand

Renate Katzer

Auf verschiedenen Pfaden

nach einiger Zeit
kannst du dich nicht mehr
auf die Menschen
einzeln oder in Gruppen
konzentrieren
die Ränder der weißen Lungis
und roten Saris verwischen
bis du auf Autopilot
umschalten musst
um deinen Weg
durch die ernst dreinschauenden
Massen zu finden

oder du folgst absichtlich
der als heilig geltenden
Kuh auf ihrem
unbehinderten Pfad
zum Tempel
wo sie dank ihrer
Verwandtschaft zu Nandir
dem mythologischen Reittier Shivas
mit Hochachtung begrüßt wird

im riesigen Tempel
mit seinen unzähligen verzierten Säulen
und Statuen gehst du einfach vorbei
an den betenden Philosophen
und blinden Geschäftsleuten
die alle mit blutroter Henna
und gepuderter Asche beschmiert sind
um einen Blick zu werfen
auf die hinduistischen Mythen
denen so viele Pfade
der Menschen in diesem Land
entsprungen sind

Frank Joussen

:

Nach Indien überland

Auszug aus: Reisen (unveröffentlicht)

Dorothea Schafranek

Indien: nun bin ich da in dieser weit hingestreckten Steppe, dieses Grasland, Flachland, das ich eben jetzt durchquere. Ein Wagen mit Ochsengespann kommt auf mich zu, der erste Inder, der uns auf der Landstraße begegnet. Der Wagen ist leer, der Inder sitzt in weißen Kleidern und einem violettroten Turban, der in den blauen Himmel ragt, so königlich auf seinem ärmlichen Gefährt, dass es den Maler in mir inspiriert; wenn ich Farbe und Pinsel hätte, müsste ich dieses Bild bannen, für die Zeit, für andere Betrachter, um diesen Eindruck von überirdischer Schönheit weiterzugeben. Diese schlanke, weiße Figur, die in den Himmel ragt, schon bei Lebzeiten in den Himmel ragt, wie eine edle Säule, die den Himmel trägt, auf ihren Schultern trägt, und zu halten vermag.

Meine Träume blühen, galoppieren davon wie aufgescheuchte Rosse.

Amritsar. Erste Stadt in Indien, spätabends fahren wir ein; in einem riesigen Park, wo ein Hotel in der Mitte thront, schlagen wir unsere Schlafstätte auf. Wir spazieren ins Zentrum, es ist stockdunkel, keine Straßenbeleuchtung. Hin und wieder ein schmaler Lichtschein von irgendwoher. An einem kleinen Wagen, auf dem diverse Töpfe stehen, auf einer Bank mit Tisch davor nehmen wir Platz, um etwas zu essen. Die Speisen in den dunklen Töpfen schauen für mich etwas abschreckend aus. So nehme ich nur Reis, der aber fast braun verfärbt ist und wie Käse schmeckt, der ungenießbar ist. Mir hebt es leicht den Magen aus. Ich habe nach wenigen Bissen genug. Wir gehen zurück zum Wagen; zum Schlafen ist es aber zu heiß, und die Moskitoschwärme, die mich belagern, machen mich nervös und angreifbar. Es ist so schwül und der ganze Körper bebt, als wollte er sich räkeln in Freude und Lust; schon überkommt mich sexuelle Begierde, sodass meine Vorstellung eine Fata Morgana gebiert, wie ich mit einem der Mitreisenden ins Hotel schleiche, und all das erlebe, was mich so greifbar bedrängt. Aber nichts von alldem geschieht. Wir sitzen noch zusammen und man fragt: „Was hast du? Ist dir nicht gut?“ Denn all diese mich durcheilenden Gedanken, sind in der Art, wie man mit den anderen nun umgeht, spürbar. Das Gefühl, durchsichtig zu sein, überkommt mich wie ein Schock und ich verschließe mich ganz schnell so gut es geht, reiße mich los von den Gedanken, die mich so ins Trudeln bringen. Du sagst, du hättest nichts, nur die Moskitos machten dir zu schaffen, denn du hättest ein so süßes Blut und schon unzählige Stiche, die dich jucken und auffressen, und auf deinen Nervenenden sitzen, die unbedingt Beruhigung verlangen. Du wälzt dich noch oft in deinem Schlafsack herum, aber schläfst dann doch irgendwann ein. Es zieht dich ins Traumland, wo du deine Sehnsüchte befriedigt bekommst.

Du erwachst durch ein Vogelkonzert, dessen Sprache du zu verstehen scheinst, so eindringlich und nahe ist es dir. Riesige Bäume, die ihre ausladenden Kronen über dich breiten, schützen dich vor dem feurigen Sonnenball – ein wenig. Eine Menge Inder steht schon um uns herum und bestaunt uns, als wäre der Zirkus in der Stadt, den man ohne Eintritt den ganzen Tag ansehen darf. Es ist lustig, wenn jede deiner Regungen begafft und bestaunt wird – auch wenn du völlig ruhig dasitzt, starren sie dich an, als würdest du Saltos schlagen. Zum tausendsten Mal die Frage, wo du herkommst. Austria, mit lächelndem Gesicht, von den Indern in Australia umgewandelt. Du bist so müde, dass du nur mehr nickst, deine Erklärungen verpufften im blauen Himmel.

Inmitten des Parks prangt eine Wasserleitung aus dem Boden, von der man sich kaum losreißen kann, so heiß ist es, dass man ständige Berieselung wünscht. Ich wasche mir das Haar. Als ich aufsehe, steht ein schlanker Inder vor mir, mit einem Kübel klarem Wasser. Ich sollte den verwenden, er hätte ihn mir extra gebracht. Ich bedanke mich, bin sehr erstaunt über diese Freundlichkeit. Später erzählt er, dass er Koch im Hotel ist, und ich will gleich wissen, ob er nicht für uns alle etwas kochen könne.

Er erklärt sich einverstanden und schon mittags steht Gemüse mit Reis für uns alle bereit. Es schmeckt ausgezeichnet und ich bin über seine Hilfe sehr froh. Er verlangt derart wenig, dass ich mich frage, ob wenigstens die Ausgaben für die Lebensmittel gedeckt wären. Beim Einsammeln des Geldes habe ich Schwierigkeiten: Einige sind etwas umständlich, wenn es ums Bezahlen geht. Es ist mir unangenehm und er scheint das auch zu merken. Er kocht noch einmal für uns, dann meint er, er hätte keine Zeit für weitere Dienste. Ich schenke ihm Zigaretten. Er ist stets da, wenn ich persönlich etwas brauche, wofür ich dankbar bin und glücklich.

Den ersten Sadhu erblicke ich, als ich durch die Stadt schlendere. Er trägt nur einen Lendenschurz und völlig verfilztes wirres langes Haar. Sein Blick gleicht leuchtenden Flammen, aus dem Inneren strahlt ein Glanz,

Dorothea Schafranek,
geboren 1938 in Wien, Dekorateurin, seit 1964 selbständige Werbegestalterin. Beginn des Schreibens, Hermann Schürrer veröffentlicht Gedichte in „FREIBORD“, schreibt Lyrik und Kurzgeschichten, hat in zahlreichen Anthologien und Zeitschriften Texte veröffentlicht, 1983 Verleihung des Theodor Körner Preises für Literatur. „Hingabe“, 2022, Edition sonne und mond, „Spirit“ - Gedichte, 2023.

dass man seine Armut vergisst, sich fragt, was diese eigentlich ihm bedeute. Er lebt in Askese, nur von dem, was ihm die Menschen geben.

Reges, buntes Treiben herrscht auf den Straßen. Rikschas quietschen vorüber, der Markt quillt über vor Früchten. Chikus, Guaven, Loquat, Litschis, Mangos. Ein vielfarbiger Reigen, der mit seinem Duft über der Stadt hängt und deine Duftnerven zu nie geahnten Höhen katapultiert, und selbst die Gefühle befriedigt. Meine Augen sind derart offen, dass mir die prachtvolle Szene bis ins Innerste dringt. Als ich die erste Mango mit einem kleinen Löffel esse, muss ich innehalten, denn der Geschmack ist so intensiv und ungewohnt, als löffelte ich drei Schlagoberstorten auf einmal. Erneut flippe ich aus, als ich den flachen, handtellergroßen Kern zwischen die Finger nehme. Diese Schönheit der Dinge und Formen lässt sich nur mit einem „Überwältigt-Sein" benennen.

Mit T. fahre ich in der Rikscha zum Goldenen Tempel von Amritsar. Die Rikscha ist ein kleines zweirädriges Wägelchen, das an einem Fahrrad angehängt ist. Der Rikschafahrer ist ein alter Mann mit grauem Bart, der ihm bis auf die Brust hinunterfällt. Er trägt weißes Gewand, einen weißen Turban und ist so schön, dass ich mich lieber vor ihm hingekniet hätte, seine Füße zu berühren, als seine Anstrengungen zu sehen, während er uns durch den dichten Verkehr gekonnt durchschleust. An einer Steigung müssen wir aussteigen und ein Stück neben ihm einhergehen. Wir schieben uns eine kleine Brücke hoch, an deren Geländer, wie winzige Zelte gespannt, Behausungen wie für Hunde angebracht sind, doch aus denen verkrüppelte Menschen lugen. Es ist ein guter Platz zum Betteln, denn es drängen so viele Menschen mit uns weiter und kommen derart viele entgegen, dass man das Gefühl nicht los wird, die Erde bestünde einzig aus einer bewegten Masse. Die Armut setzt sich wie ein schwarzer Rabe auf meine Schultern. Wir passieren Häuser, die wirken als hätte erst kürzlich ein Krieg geendet und die zerbombte Stadt müsste erst wiederaufgebaut werden. Die Straßen angefertigt aus Sand, Mist und Steinen. Vor dem Tempel befindet sich ein langgezogenes Gebäude mit einem Mitteleingang über erhöhte Stufen erreichbar. Dort stehen zahlreiche Buden, wo man Blumenketten, Girlanden, Sträußchen erstehen kann, zudem einzelne Blüten, Orangen, Obst. Ich beobachte, wie die Gläubigen Blumen beschaffen, um sie im Tempel zu opfern. Ich kaufe eine der schönsten Blumengirlanden, die kleine Hände aus den frischen Blüten gebastelt haben, und betrete, nachdem ich meine Schuhe in einem Kasten deponiert habe, den Goldenen Tempel. Ich stehe wie gebannt.

Ingonda Lehner,
geb. 1957 in Waizenkirchen, Studium der Malerei und textiles Gestalten,
Motive in der Malerei und in der Lyrik: humanitäre und ethische Themen, Themen aus dem Maya-Kalender, Energiebilder...
„Lieder der Nacht und Lieder des Tages" und „Die Nacht ist vorgerückt, der Tag ist nahe..." „Wie das Leben so spielt" (2025) in der edition sonne und mond

Du, erzähl, du warst auf Reisen...

Du, erzähl, du warst auf Reisen,
warst schon lange von uns fort,
du erfuhrst von Lebensweisen,
die so anders sind ja dort.

Könntest sie uns nahebringen,
sind gespannt, wie man dort lebt,
welche Bräuche, welche Dinge,
sag, was dort ein Herz erhebt.

Was erfreut dort diese Leute,
und woran ihr Herz zerbricht,
leben sie, wie damals, heute,
welche Sprache man dort spricht.

Ihre Stimmen, wie sie klingen,
komm, erzähl, sind sie uns gleich,
was sie gerne auch besingen,
ihre Worte, friedlich, weich?

Sind sie oftmals auch sehr traurig,
was bewegt sie innerlich,
sind es Dinge, die sehr schaurig,
sind sie ähnlich sonderlich?

Fürchten sie auch dunkle Mächte,
fürchten sie die kalte Nacht,
oder lieben sie die Nächte,
sie ein guter Geist bewacht?

Sind die Menschen dort auch hektisch,
reisen sie in einem fort,
aufgeladen wie elektrisch,
hin zu einem fremden Ort?

Du, erzähl, du warst auf Reisen,
warst schon lange von uns fort,
du erfuhrst von Lebensweisen,
die so anders sind ja dort.

Was du sagst, dort gibt es Leute,
die auch reisen wie ein Wind,
schon seit langem, nicht nur heute,
und sie heute bei uns sind.

Du, erzähl, wie kann das gehen,
sehen keinen Menschen hier,
können sie nicht bei dir sehen,
oh mein Gott, was ist mit dir?

Warst zu lange fort auf Reisen...
viel zu lang auf deinen Reisen...
warst zu lange von uns fort...

Ingonda Lehner

Zeichen:los

:

Fallen

Lass alles fallen
was du gesammelt hast

Feld und Himmel sein:
und an deinem Ende: was?

So leer jetzt wie beim ersten
Flug: zeichenlos: machst

du weiter
Lass alles fallen

Liebesgedicht

Dein Rot
hält bis heute an

alle Liebesgeschichten
kopier ich nach unserem

Muster
auf den Staub

und alles ist
schon geschehen

die Kometen
der Mond

und der Regenbogen
und manchmal

borgen wir Luft aus
um sie im Atem

zurückzugeben
an die Welt

und dann
irgendwann

nicht mehr
nur dein Rot

hält bis heute
an

Steine

Und meine
fliegenden Steine:

Schmetterlinge

einmal
ist ein Wort

es war einmal
sind drei Worte

zählen
gibt Sicherheit

denn Märchen
sind grausam

Was bleibt?
Meine

fliegenden Steine:
Schmetterlinge

Luftgängerin

Zwischen die Steine
eindringen

in die Ritzen
der Vorhersehbarkeit

dein Leben: schon vor
Jahren fertiggestellt: lies dir

keine Wahl: wurdest leer
wie Wind

Luftgängerin

Gebet

Ich seh dich
wie man von fern

das Meer erblickt
meine lebende Tote

als wär eine Scheibe
der Zeit zwischen uns

aus kompaktem Glas
des Vergessens gegossen

dein Grab
gibt es nicht mehr

hier treibt die Sonne
die Stunden an

und das angeregte Wachsen
der Pflanzen

Bald wird

von Untergängen voll
die Nacht den Tag
überschwemmen

mit ihren dunklen Wiegen
und diesem Fastnichts

in mir das
nach dir tastet

ich wünsche dir Wiesen will
deine Augen

um Rätsel bitten
habe Fragen

bei denen es nicht mehr
um Antworten gehst

du bist
da drüben

und schweigst
schweigst

ich seh dich

Utopie

In Tiefen
wo zwei Meere sich trafen

der gestreifte Fisch
deiner Kindheit

Berufung

Schatten schreiben
zu den leeren Worten hin

Der Fluss
verwandelt Gewinner

in Verlierer
und Lebende

in Tote
die Zeit

diese Erfindung
der Angst

bleibt gnadenlos
bis an ihr Ende

zu den leeren Worten hin
Schatten schreiben

Bekenntnis

Ich habe nie
den Frühling

verstanden die
Sommer hasste ich

von Kindheit
an nur

im Dunkel
lasteten süß

die Träume auf mir
immer da

wo ich
fror wo

ich wegblieb
wurde ich

ganz

Was Liebe ist

der Schmetterling
gehört nicht nur

deinem Garten

Kindheits-erinnerung

Gedächtnis meiner Fußsohlen:
Gras du, dein irres

Grün

Narbe

geh ans Ende
um es zu Ende zu
fürchten

nur was man
verliert wird

nahe

Narbe

Schrei

Ich bin der letzte Schrei des
Waldes

ein Baum, in dem der Frost
brach

die Eishaut
in meinen Augen

bekam
Risse

jetzt ist jetzt
und jetzt

will ich leben

Ich bin der letzte Schrei des
Waldes

Eurydike spricht

Dreh dich nicht um
eine jede Liebe endet

da kannst du noch
soviel singen

ich die ich
immer nur eine Besungene bin

weiß das
näher bin ich /die

Gebären kann/ am Leben
als du: an seinen

Ecken und Kanten
ich weiß: es gibt

keine Ewigkeit
da wo Tag und Nacht

einander abwechseln
zwar bin ich

hier unten
vom Körper

losgebunden aus
meiner fleischlichen

Haft befreit
doch die Regeln

bleiben: Gedenke mein
und singe

dass du hierher
hinter den Schleier

des Todes gekommen bist
war so nicht geplant

glaub mir:
es ist gut da

ohne Haut und Schmerzen
ohne Wärme und Licht

ich werd dir nicht folgen
zurück in diese
abgegrenzte Form

die ihr Frau nennt
und euren Besitz

blick noch einmal
zurück und

lass dieses Bild los
kein Ton findet jetzt noch

dafür einen Namen:
denn geh: geh und dreh

dich nicht um
eine jede Liebe

endet

Sophie Reyer, geboren 1984 in Wien. 2013 „käfersucht" bei S. Fischer. 2013 Preis „Nah dran!" für das Kindertheaterstück „Anna und der Wulian". 2014 Uraufführung „Anna und der Wulian" an der badischen Landesbühne. Seit 2016 Doktor der Philosophie (Universität für Angewandte Kunst) Wien.

Das Pappelblatt:

„Nischenprodukte“

Gerade in Zeiten der Budgetverknappung und Einsparungen im Kulturbereich ist es für Literaturschaffende und deren Verbände von zunehmender Bedeutung, Entscheidungen über die Fördermittelvergabe mit Einspruch zu begegnen, wenn diese die Existenz erfolgreich bestehender Projekte bedrohen. Dass Sparmaßnahmen auch die Literatur betreffen, ist bekannt. Die im Fall der Literaturzeitung Pappelblatt erfolgte Streichung der gesamten Fördersumme 2026 des Bundes erscheint uns jedoch als budgetär wenig effektive, doch in ihren Auswirkungen beispielhaft negative Entscheidung.

Das Pappelblatt steht für eine freie Literaturszene von Autor/inn/en unterschiedlicher Provenienz und Ausrichtung, vor allem aber für eine engagierte Herausgeberschaft, die sich wenig um Mainstream und Buchmarktkonformität kümmert. Veröffentlichungen bekannter und noch unbekannter Autor/inn/en, aber auch das Nebeneinander unterschiedlichster und dem Zeitgeist durchaus mit Fantasie begegnender Texte machen Pappelblatt zu einem unverzichtbaren Teil der Literaturszene. Derartige Projekte nach Jahren unermüdlicher Arbeit der vielen daran beteiligten Personen verschwinden zu lassen, ist ein kulturpolitischer Fehlgriff. Es bedarf der solidarischen Fürsprache, um sich auch einem künftigen Kahlschlag zu widersetzen. Zuerst trifft es die Nischenprodukte, dann die besser situierten Einrichtungen und schließlich alle.

Wir unterstützen den Herausgeber des Pappelblattes, Manfred Stangl, bei seinen Bemühungen um den weiteren Bestand der Zeitschrift und um die Revidierung dieser Entscheidung, der nicht in seinem eigenen Interesse handelt, sondern im Interesse der zahlreichen Autorinnen und Autoren, die er seit vielen Jahren veröffentlicht.

Transparenzdatenbank gekürzter und gestrichener Förderungen

Die große Zahl an im einzelnen gekürzten und gestrichenen Förderungen macht es über generelle Einschnitte hinaus notwendig, die Informationen darüber zu bündeln.

Die IG Autorinnen Autoren richtet daher eine Transparenzdatenbank gekürzter und gestrichener Förderungen ein, der Kürzungen und Streichungen von Förderungen gemeldet werden können. Ist Vertraulichkeit gewünscht, wird Vertraulichkeit gewährleistet. Ist Namensnennung erwünscht, dann mit Namensnennung. Ausführlichere Darstellungen sind möglich, wichtig bei der Bekanntgabe ist jedoch die Angabe des Namens, die Nennung des Fördergebers, der Art der Förderung, die Höhe der Förderung und die Vergleichszahl zum Vorjahr.

Sämtliche Angaben, die die IG Autorinnen Autoren erhält, dienen als Grundlage zur Feststellung, um welche Änderungen es sich handelt und zur Nachfrage, wenn das im Einzelfall gewünscht ist, und zur Verhandlung mit den jeweiligen Förderstellen, wenn sich feststellen lässt, dass es sich um generellere Entwicklungen handelt.

Auszug aus den Beschlüssen der Generalversammlung der IG Autorinnen Autoren Wien, Literaturhaus 21. und 22. Februar 2026



Stadt, Land, Fluss.; Zeichnung von Ingonda Lehner



Palmenschatten im Südburgenland, Tanja Zimmermann

Ich sehn mich so sehr nach dem Meer

Fast unanständig diese pflaumenblaue Intensität
mit der ich mich nach dem Meer sehn.
Zitronenhell zugleich flimmert sie
in allen Farben der Ferne.
Der laue Duft der Dünung, das Kreischen
der Möwen, Trippeln der Strandläufer
und Platschen der Sturmtaucher.
Selbst mit offenen Augen sehe ich
die Kräne, die Boote schaukeln im Hafen
weiße Gebäude, die auf den Klippen
wie riesige Salzkristalle glosen im Abendrot.
Schiffe, mit denen ich
in noch fremdere Welten aufbrechen könnte,
von struppiger Macchia überwuchert
oder vulkanglasscharfen Kanten begrenzt,
Bananenstauden, Mangobäume, Kakadus
auf Kakteen oder Kakao.
Und im Dunst schwimmt
die Gralsinsel oder ein Seeungeheuer.
Schildkröten kriechen am Sandstrand
und die Wellen erzählen die ewige Mär.

Nach der frischen Brise der Sonne
sehne ich mich, wenn sie morgens
aus dem Meer steigt
und dem kühlen Schauer,
wenn sie abends
nach einem beschaulichen Tag
seufzend im Meer wieder vergeht.

Dann stecken wir unsere Beine
unter die Holztische am Strand,
lassen die Arme baumeln
lauschen den Mythen der Nacht
und staunen auch über Barsche, Meeräschen,
Seeteufel, gefleckte Rotbrassen
und Krabben in den Vitrinen.

Anderntags wandern wir wieder
über den glitzernden Muschelkalk
sehen die Spuren von gestern verweht
vom Süd und den Gezeiten.
Der Sand rieselt zwischen den Fingern
am Ruder des Boots steht der Wind
wir segeln, wohin es ihn treibt
pulsierende Häfen, eine türkisstille Bucht
verlassene Wracks zwischen denen
Seepferdchen und Seehechte sich tummeln.

Spätabends nach der Mondbar
fallen wir
tief in seligen Schlaf
hinter die Stelle wo die Milchstraße blinkt
und das Einhorn ruhig schnaubt.

Manfred Stangl

Dieses Gedicht entstammt dem Gedichtband „Die Rückkehr der Einhörner“, (2025) dessen Förderung unter dem Arbeitstitel: „Echo der Schönheit“ ebenfalls vom Beirat des Bundes abgelehnt wurde. Es erschien zuvor in der Anthologie „LYRIK ON LINE“; HG.: D. Böswirth, 2025, die vom Bund gefördert wurde.

Pfandwandern

Silvia Constantin

Noch ist es dunkel. Nervös wickelt Mario den langen Schal um Hals, Kinn und sogar über die Nase. Die dunkle Haube zieht er gerade so tief über die Augen, dass er noch ein bisschen was sehen kann.

Er überprüft seinen Flachmann, viel Inhalt bietet der zwar nicht mehr, aber ein kleines Hilfsmittel ist inzwischen nötig. Seit ihm letzte Woche beinahe die geschwätzigste Nachbarin seines Wohnbaus auf die Schliche gekommen ist, hat er Nervenflattern. Frau Birnstengel ist immer und überall. Zwar kennt sie niemand wirklich, ihr Alter, ihr Familienstand, einfach nichts von ihr ist bekannt. Doch die Geschichten, eher Gerüchte, die sie verbreitet, machen sie präsent, permanent. Mit ihrem tiefergelegten Dackel wandelt sie durchs Grätzel, um unwichtigste Unwichtigkeiten in der Nachbarschaft kundzutun. Man kann nicht schnell genug vorbeieilen an der Frau, schon weiß man mindestens über die sexuellen Vorlieben des Herrn Huber und vom Marihuanakonsum der Frau Wurlizer Bescheid. Skandalös, wie sie gerne betont, geht es zu in dieser Welt.

Mario greift nach dem großen Tramperrucksack. Einst hat dieser die Welt gesehen. Karibische Strände, weite Landschaften, Berge und Ebenen, Wüsten und Dschungel. Freiheit, Weite, Begegnungen, Abenteuer...

Er seufzt, versucht seinen Atem zu regulieren. Schnüffelt an seinem altbekannten Reiserucksack. Kräuter der Provence? Düfte der letzten sinnlichen Erfahrung in der Blauen Lagune? Erdiger Kamelgeruch vermischt mit Wüstensand, vielleicht das Salz des Meeres? Oder wenigstens ein Rest vom Hascharoma aus Goa?

Die Realität riecht leider anders. Ein widerlich grindiger Gestank weckt Mario aus seiner Nostalgie. Abgestandenes Bier, vermischt mit dem Aroma verwesender Gummibären, die einst Energy versprachen, strömt ihm brutal entgegen. Selbst der neue Müllsack, den er stets akkurat in den Rucksack eingelegt hat, bringt keine Linderung.

Bevor ihn das Fernweh ereilt, fingert Mario eine alte FFP2 Maske aus dem Seitenfach und befestigt die Gummibänder unter dem Schal gekonnt an seinen Ohren. Insgeheim muss er grinsen. Corona bremste zwar jegliches Reiseverlangen, aber für sein jetziges Vorhaben hat solch Vermummung durchaus Vorteile. Da soll Frau Birnstengel nur kommen....

(Währenddessen versenkt im noblen Grinzing eine unwissende (oder zu gut bezahlte?) Haushälterin nach einer ausgelassenen Villenparty vier Säcke mit Pfanddosen und -flaschen, im Wert von zig Euro in der gelben Tonne.)

Glücklicherweise ist Winter, also dunkeltrüb, denkt Mario, während er mit Einweghandschuhen, Taschenlampe und einem Greifer sein Haus verlässt. Er nimmt einen Schluck aus dem Flachmann, um die Scham etwas zu lindern, was leider nicht gelingt. Fast neidisch denkt er an seinen „Kollegen“, den alten Karl, wie er genannt wird.

Karl läuft mit offenem Gesicht von Tonne zu Tonne. Holt eine Dose nach der anderen, eine Flasche nach der anderen heraus. Manch perplexem Passanten nimmt er das wertvolle, meist leere Gut mit einem kessen „Danke“ direkt aus der Hand.

Karl benötigt keine Handschuhe, seine Finger sind ohnehin schwarz und klebrig. Karl braucht auch keinen Flachmann – er erquickt sich aus den Resten der eingesammelten Dosen und Flaschen.

Ja, und dann gibt es noch die anderen ... es werden immer mehr.

Selbst der Staat mischt schon mit. Sammelringe neben den Mistkübeln, für den guten Zweck. Spenden sollen die Leute, die das Leergut nicht den ganzen Tag mit sich herumtragen wollen, die keine stinkenden Rucksäcke ertragen. Lieber den Duft des Meeres, des Urlaubs beibehalten. Zurecht!

Wer aber bekommt diese gnädigen Zuwendungen? Und – vor allem – wer bekommt das Pfand, das nie eingelöst wird, aber bezahlt wurde? Es landen weiterhin die Dosen im Bach, im Wald, im Restmüll. Wohin geht dieses verlorene Pfand? An den Staat vielleicht? Oder eher an private Firmen bzw. Konzerne.

Mario schämt sich, er schämt sich zutiefst. Die Wohnung ist teuer, die Lebensmittel sind teuer. Er weiß einfach nicht mehr, wie er das stemmen soll. Da bleibt nichts übrig. Außer der Angst. Dass man ihn für einen halten könnte wie Karl.

Mario zieht die FFP2 Maske vors Gesicht als er in Grinzing aussteigt. Er sieht sich verstohlen um. Keiner da! Langsam öffnet er die gelbe Tonne. Einweghandschuh, Greifer parat. Das Licht seiner Taschenlampe tastet den Inhalt der Tonne ab. Da - ganz unten – eine kleine Plastikflasche. Immerhin.

Wie aus dem Nichts erscheint eine Gruppe Schüler. Sie lachen. Diejenigen, die nicht ins Smartphone gaffen, schauen ihn verächtlich an. Am liebsten würde er im Erdboden versinken. Er denkt an Karl, bei Karl schauen sie weg.

Irgendetwas Seltsames umkreist die Mülltonnen, die Mario als nächstes anstreben wollte. Zwei pelzige Geschöpfe. Eines klein, das zweite winzig. In der abendlich winterlichen Düsternis ist kaum auszumachen, um welche Tiere es sich handeln könnte. Zu groß für einen Fuchs, schlussfolgert Mario in Anbetracht des größeren Wesens. Es wird doch keine Bärin mit ihrem Jungen sein oder sind die Viecher jetzt schon bis in die Stadt vorgedrungen? Vielleicht ein Hobbit? Immerhin vermag

Silvia Constantin
Geboren 1979 in Wien, studierte vergleichende Religionswissenschaft, Beiträge in verschiedenen Anthologien, Mitarbeit in der edition sonne und mond. Buch.....

das größere zwar gebückt, aber aufrecht gehen zu können. Mario grinst – die Dämpfe aus den Mülltonnen haben wohl schon sein Gehirn angegriffen. Jedenfalls scheinen die seltsamen Wesen Angst vor ihm zu haben, sie versuchen sich zu verstecken, ohne jedoch die Mülltonne aus den Augen zu lassen.

Egal, Mario will diesen unseligen Abendspaziergang endlich hinter sich bringen, seine Stammroute abgehen und sich danach, je nach Menge der Beute, ein kleines oder größeres Abendessen gönnen.

Er streckt seinen Rücken durch und geht zielstrebig auf die, von den Wesen bewachte Tonne zu. Immerhin ist es meist eine der ergiebigsten. Sicherheitshalber schlägt er zwei leere Glasflaschen aneinander, da ja Lärm angeblich gegen Bären schützen soll.

Doch das Fellwesen ist schneller, es stürmt zum Container und reißt den Deckel auf.

„Bitte sagen Sie das niemandem“, schluchzt es, als Mario sich neugierig nähert. „Da ist so viel drin. Ich brauch das, um meine Miete zahlen zu können.“

Unter einem dicken Pelzmantel kann Mario nun eine ältere Frau erkennen, während der vermeintliche Babybär schwanzwedelnd an seinem Bein hochspringt. „Frau Birnstengel ... Sie? ... Hier?“ Mit feuchten Augen schaut die Nachbarin auf, eine Träne rinnt über ihre Wange. Verschämt versucht sie jeglichen Blickkontakt zu vermeiden. Keine Spur mehr von der tratschsüchtig bissigen Alten, sie wirkt jetzt fast menschlich.

„Warten Sie, ich helfe Ihnen.“ Mario ist selbst erstaunt über seine altruistische Anwandlung. Gekonnt sortiert er Wertloses von Wertvollem, das Frau Birnstengel dann in ihren Trolly füllt. Die Ausbeute fällt reichlich aus, selbst der Tramperrucksack ist bis oben hin voll. Der kleine Dackel schnüffelt daran, niest dann heftig und hüpft aufgeregt umher, ungewohnte Gesellschaft scheint das Tier zu erfreuen. Ebenso sein Frauchen, deren Gesichtszüge sich entspannen.

Aus den Augenwinkeln beobachtet Mario, wie Karl, einem Raubtier gleich, eine Gruppe junger Menschen umkreist, die sich gesellig zum Vorglühen versammelt haben. Frech greift er nach umherliegenden Dosen und Flaschen. Dann reißt er dem ein oder anderen das halbvolle Getränk aus der Hand. Letztendlich erbeutet Karl noch einige ungeöffnete Getränke, welche die Gruppe zurückgelassen hat, als sie fluchtartig davoneilt. Karl grinst durch Zahnlücken und begutachtet stolz sein überladenes Einkaufswagerl.

Mario beginnt zu lachen. Frau Birnstengel schließt sich an, ihr Blick weicht nun nicht mehr aus. Sie schaffen es kaum ihren Lachanfall zu stoppen, auch der Dakkel jault begeistert mit.

Jede Schwere ist abgefallen. Welch schöner Moment, denkt Mario, als wäre er plötzlich woanders. Dort, wo es heller ist und wärmer, weit entfernt von Stress und peinlichen Versteckspielen.

„Kommen Sie doch mit zu mir auf einen heißen Tee!“, sagt die Nachbarin freundlich. Sie wirkt nun Jahre verjüngt. „Ich bin übrigens die Doris. Los, bei Fuß, Franz Ferdinand!“ Begeistert folgt der kleine Dackel.

Gedichte von Marzanna Danek

5.

- und am Ende dieses Weges
setze ich mich auf einen Stein
bette meine schmerzenden Füße
auf die weiche Erde
um endlich auszuruhen
seit jeher in diesen Moment vertieft
wälzte ich diesen schweren Stein
das ganze Leben vor mir her

6.

-ein verfallener
von Gott selbst vergessener
Bahnhof
in der Provinz
diese Gleise
sind eine Treppe in den Himmel
der Zug
fährt in ein paar Minuten
zum Paradies
zu Dir

aus dem Polnischen von
Anna Isabella Zurek

Marzanna Danek-Hnelozub,
geb. in Krakau, Absolventin der Jagiellonen- Universität (Polonistik, Theaterwissenschaft. Lehramt). Lebt in Österreich, unterrichtet die polnische Sprache an österreichischen Schulen in Niederösterreich und im Burgenland. Gründerin polnischer Bibliotheken in NÖ und im Bgld. sowie in Gefängnissen. Ihre österreichischen Schüler und Schülerinnen nehmen seit Jahren an Polnisch-Wettbewerben in Warschau teil, viele von ihnen gewannen Preise. Schreibt Gedichte, Aphorismen,Erinnerungen, Erzählungen, satirische Werke, Monodramen und Dramen, betätigt sich als Journalistin, Redakteurin der philosophisch-philologischen Zeitschrift „Aspekty“,

„Ich will mich nicht mehr schämen, für etwas, das notwendig für mein Überleben ist“, erzählt Doris am Heimweg. „Ich sitze daheim eingehüllt in diesen alten Pelzmantel, weil ich mich nicht traue, die Heizung anzustellen. Hab extreme Panik vor der Jahresabrechnung. Seit mein Mann tot ist, ist es viel schwerer für mich geworden, dann noch diese horrenden Preissteigerungen. Das macht mich mürbe und traurig - und einsam. Allein Franz Ferdinand ist mir geblieben. Keinesfalls will

ich ihn weggeben! Er ist so lieb und heitert mich auf. Aber auch er wird älter und Tierärzte sind unverschämt teuer."

„Die haben das absichtlich gemacht mit dem Pfand, die Politiker. Um die Armut zu kaschieren – grad zur richtigen Zeit", antwortet Mario, dem nichts Gescheiteres einfällt. Doris Worte haben sein Herz berührt. Er will sich nicht mehr genieren für das, was er macht. Weder ist sein Tun kriminell noch schadet er irgendwem.

„Genau das hab ich mir auch gedacht", sie lächelt. „Und wir Alten kommen dabei noch unter die Leut und genießen gratis Bewegung an der frischen Luft. Wie gnädig!"

Franz Ferdinand niest heftig, als die Beiden ihr Wohnhaus betreten. „So reagiert er auf Bierdosen", erklärt Doris, „das hilft mir beim Suchen."

Am schwarzen Brett prangt ein neuer Aushang: Liebe Bewohner! In letzter Zeit kommt es vermehrt zu Geruchsbelästigungen. Außerdem werden Fluchtwege mit vollen Müllsäcken blockiert. Bitte entsorgen Sie zeitnah Ihr Leergut, da es sonst zu Ungezieferbefall, Ratten und Insekten, kommen kann. Folgekosten müssen die Mieter tragen.

„Niemand will das grindige Zeug in seiner kleinen Wohnung haben. Ich hätte da Abhilfe!" Mario rümpft die Nase. Im Stiegenhaus stinkt es wirklich. Schlimmer noch als sein Rucksack und der Trolly von Doris, die inzwischen wieder leer sind, der Inhalt war sogleich gegen Bares eingelöst worden. „Wir schicken einfach Karl vorbei. Zum Aufräumen!"

Inzwischen ist der Frühling ins Land gekehrt. Die Vögel zwitschern, das Gras ist grün und die Sonne wärmt. Frau Birnstengel hat ihren Pelzmantel eingewintert. Sie ist kaum wiederzuerkennen. Begegnet ihren Mitmenschen freundlich lächelnd, anstatt Tratschtiraden auszuteilen hört sie zu, wenn jemand sein Herz ausschütten will. Was oft passiert.

Marios FFP2 Maske ist in den Müll gewandert, er zeigt jetzt sein Gesicht. So viel leichter lebt es sich ohne Scham. Gemeinsam mit Doris geht er regelmäßig seine Runden. Franz Ferdinand hat eine neue Route erniest, die äußerst lukrativ ist. Der kleine Dackel strotzt vor Lebendigkeit, genießt Auslauf und Gesellschaft. Tierarztbesuche braucht er wohl keine in nächster Zukunft.

Regelmäßig drücken andere Hausbewohner dem ungleichen Trio Sackerl mit Leergut in die Hand mit Worten wie: „Ich bin froh, wenn ihr etwas davon habt. Zum Wegwerfen ists zu schade und ich hab keine Zeit das Zeug ständig zurückzubringen. Außerdem stinkt es fürchterlich, grad jetzt, wo es wärmer wird! Und bitte unbedingt dem Hundi ein Leckerli davon kaufen!"

Die Fluchtwege im Wohnhaus sind auch wieder frei passierbar. So werden Leben gerettet.

(Anm.: Laut einer Umfrage von fritz-kola und TQS sammeln etwa 225 000 bis 228 000 Österreicher regelmäßig Pfandgut, da sie ein Zusatzeinkommen benötigen.)

Gedichte von Kurt F. Svatek

Unter dem Mond

Die Wüste ist schön
unter dem Mond,
weil sie so still sein kann.
Man sieht nichts
außer den Sanddünen,
man hört nichts
außer dem eigenen Puls.

Das was die Wüste so schön macht
ist unsichtbar,
denn alles was wirklich schön ist,
ist unsichtbar,
du kannst es weder greifen noch begreifen,
und rieselt wie Sand
durch die Finger.

País imaginário

(Sehnsuchtsland)

Feuerrote Vögel
ziehen über die Mangrovenwälder.
Schau in die Augen
der brasilianischen Kinder,
und du weißt,
was Fröhlichkeit ist.
Schau wie die Erwachsenen
während der dreistündigen Fahrt
auf dem behäbigen Fluss
zeitweise sogar Samba tanzen
und dabei die Schwere des Daseins weglächeln.

Wie viel Lebensfreude strahlt
aus ihren Gesichtern.
Da kannst du nur lernen,
altes Europa,
vergiss die Melancholie und Saudade,
und schärfe den Blick
für die Wirklichkeit des Heute.
Plündere deine Sparbücher
und flieg nach Rio,
voller Leichtigkeit
den roten Feuervögeln nach.

Das Meer und das Land

Wo der Atlantik
auf Europa prallt,
endloses Blau gegen endliches Grün,
Fernweh gegen Bodenständigkeit,
wo Welle um Welle

▶

gegen bizarr geformte Felsruinen stößt,
ticken die Uhren nicht ganz so nervös.
Man muss nur den Himmel sehen können
und das Meer.
Die ächzende Fähre,
die es trotz aller Sehnsüchte der Passagiere,
nie weiter gebracht hatte
als bis zum anderen Flussufer,
ist voll besetzt,
trotz der nahen Brücke,
die allem Anschein nach
an zerbrechlichen Girlanden hängt.

Jeder Ort hat seine eigenen Geister.
Die hier verstecken sich gerade
in feinem Morgennebel.
Das Banner des Fährbootes
flattert zum Abschied in der Brise.
Und alle wissen, je länger sie nicht geweint haben,
umso eher brechen die Tränen
der vergangenen Tage
auf einmal aus ihnen heraus.

Kurt F Svatek

Kurt F. Svatek, Der Schulrat und pensionierte Pädagoge hat bisher Gedichtbände, Aphorismen, Essays, Kurzgeschichten, Haiku und zwei Romane veröffentlicht. Er verfasste auch mehrere Artikel über Aspekte der Philologie und ein Lehrbuch. Er ist Vizepräsident der Plattform Bibliotheksinitiativen Wien und war über zwei Jahrzehnte Vorstandsmitglied des Niederösterreichischen und Österreichischen P.E.N.-Clubs, etwa als Schatzmeister und Vizepräsident.

Kräuterhexen

Gras wächst uns unter den Hüten
wir berechnen leise den Mond
schwören das Grüne vom Himmel
Jetzt ist das Quartett neu gemischt
die schwarzen Mäntel verwehen
Wir kennen die alten Gesänge
angeln uns hinauf und herunter
Wir füllen die Viertel und Achtel
die Fingerhüte und Regentonnen
und leeren uns selber aus

Birgit Rietzler, Au

Birgit Rietzler
aus Vorarlberg, publiziert Lyrik und Prosa
im Dialekt und in schriftdeutscher Sprache

Rückwärts im Zug

Sitzt du rückwärts im Zug
rast die Landschaft
nicht an dir vorüber
Sie gleitet vielmehr
vor deinen Augen dahin
Dein Blick verweilt
länger an einem Punkt

und die Zukunft
lässt sich Zeit
Sie wartet in deinem Rücken
Du kannst sie nicht erblicken

Über die Sesshaftigkeit einer unbehausten Seele

Auf Reisen
die zumeist Lesereisen sind
und selten nur ein Urlaub
jedes Mal
an jedem Ort
unwillkürlich
sehr schnell:

das Ausschauhalten
nach einem Platz
der sich dauerhaft eignen könnte
als Wohnstatt
als Schreibstatt
als bewohnter Raum
der Hoffnung

Eine solche Örtlichkeit
findet sich
mehr oder weniger rasch
fast überall

Die Heimkehr
stellt dann von Mal zu Mal
das gewohnte Gefühl
einer erleichterten Enttäuschung dar

Heinz Kröpfl

Heinz Kröpfl, geb. 1968, lebt in Graz. Seit 1993 achtzehn Buchveröffentlichungen, zuletzt: „Tollwut", Roman (Würzburg: Verlag Königshausen & Neumann 2026), „Jagdrausch. (K)ein Kriminalroman" (Salzburg: Verlag Anton Pustet 2022).
Zahlreiche Veröffentlichungen in Anthologien, Literaturzeitschriften und Zeitungen.
Diverse Auszeichnungen und Stipendien.
https://heinz-kroepfl.jimdofree.com
https://www.facebook.com/heinz.kroepfl.schriftsteller

Gedanken zu den letzten Ereignissen im Iran

Nahid Ensafpour

„Sepehr, wo bist du? Mein Sohn, wo bist du? Was haben diese Verbrecher euch angetan?“ Die Stimme eines Vaters hallt durch einen forensischen Leichensaal. Vor ihm liegen Hunderte schwarze Leichensäcke, dicht an dicht auf dem Boden. Darin: junge Körper, unkenntlich gemacht durch Gewalt. Der Mann sucht seinen 19-jährigen Sohn. Er sucht Sepehr.

Er ist nicht allein. Tausende Familien im Iran suchen nach ihren Kindern, ihren Geschwistern, ihren Liebsten. Eine Mutter berichtet, sie habe vor einem Berg von Leichen gestanden. Um ihre Tochter zu finden, habe sie die Körper einzeln anheben müssen – einen nach dem anderen.

Der Aufschrei von Sepehrs Vater ist mehr als persönliche Verzweiflung. Er ist eine Anklage gegen ein politisches System, das den Tod seiner Bürger verwaltet und normalisiert. Sepehr ist nicht länger nur ein Name. Er steht für eine Generation – und ist Teil des kollektiven Gedächtnisses eines Landes.

Schätzungen zufolge könnten bei der brutalen Niederschlagung der jüngsten Proteste im Iran Zehntausende Menschen getötet worden sein. Wochenlang war das Land weitgehend von der Außenwelt abgeschnitten. Erst jetzt, mehr als sechs Wochen nach Beginn der Proteste, wird das Ausmaß der Gewalt sichtbar.

Die Proteste begannen Ende Dezember. Auslöser war die dramatische Wirtschaftskrise. Zunächst gingen Händler auf die Straße, doch schnell wurde klar: Es geht um weit mehr als ökonomische Not. Die Demonstrierenden forderten offen einen Regimewechsel.

Am 8. und 9. Januar eskalierte die Lage. Landesweit kam es zu Massenprotesten, die Sicherheitskräfte reagierten mit extremer Gewalt. Internetverbindungen wurden gekappt, Städte abgeriegelt. Seit der teilweisen Wiederherstellung des Netzes dringen Videos, Tonaufnahmen und Augenzeugenberichte nach außen – Zeugnisse von Schüssen, Schreien und Hinrichtungen.

Während die politische Führung in Teheran von Stabilität spricht, gehen Sicherheitskräfte systematisch gegen Protestierende vor. Im Unterschied zu früheren Protestbewegungen versucht das Regime diesmal, jede Dynamik bereits im Keim zu ersticken. Die frühe Eskalation der Gewalt deutet auf eine tiefe Verunsicherung der Machthaber hin.

Reformen werden nicht mehr gefordert. Das System selbst ist zum Gegner geworden. Menschen verschiedener Generationen haben sich zusammengeschlossen. Die Getöteten waren Teil einer Bewegung von Millionen, die von Würde, Freiheit und einem besseren Leben träumten.

Augenzeugen berichten von Hinrichtungen mit unterschiedlichen Methoden, von scharfer Munition auf offener Straße, von Demonstrierenden, die nach ihrer Festnahme spurlos verschwanden – oder tot zurückkehrten. Die Gewalt endet nicht. Sie institutionalisiert sich.

Besonders grausam: Viele Familien müssen hohe Geldsummen zahlen, um die Leichen ihrer Angehörigen überhaupt zur Beerdigung zu erhalten.

Der UN-Hochkommissar für Menschenrechte, Volker Türk, forderte die iranischen Behörden auf, die Gewalt gegen friedliche Demonstrierende unverzüglich zu beenden und die Grundrechte der Bevölkerung zu achten. Menschenrechtsorganisationen sprechen von Tausenden Opfern, von willkürlichen Verhaftungen, Folter und Hausarrest.

Wie diese Proteste enden werden, ist ungewiss. Niemand weiß, wie die Zukunft des Landes aussieht. Sicher ist nur: Für viele Familien ist sie bereits unwiderruflich zerstört.

Sie nahmen uns unsere Kinder weg
Wenn Tage zu Nächten werden,
lange Nächte, gefüllt mit dem Atem
unserer Kinder, ihrem letzten Atem
Oh, in diesen Nächten,
in denen das ganze Land
in Todesangst versinkt,
Friedhof der Lebenden.
Hoffnung auf Freiheit
und Frieden begraben.
Sie nahmen uns unsere Kinder weg,
die schönsten Kinder, jene, die das Lied
des Friedens gesungen haben.
In unseren langen Nächten hört man
ihre verlorenen Seelen flüstern
die ihren letzten Ruh suchen.

Nahid Ensafpour

Der Beitrag wurde vor den Angriffen der USA und Israels Ende Februar auf den IRAN verfasst.im

Nahid Ensafpour,
eine bilinguale Autorin, Lyrikerin und Übersetzerin, geboren in Teheran, seit 1985 lebt sie in Deutschland/Köln. Sie studierte Neue Deutsche Literatur und Philosophie. Ihre Gedichte wurden in mehrere Sprachen übersetzt und in zahlreichen deutschen und internationalen Anthologien veröffentlicht. Sie ist Mitglied des PEN-Clubs in Österreich.

Zwischen Blüte und Untergang

Dilan Canbaz

Mein Flugzeug landet um 15:45 in Hawler. Ich nehme den Koffer vom Förderband, laufe zum Ausgang. Unerträgliche Hitze begrüßt mich, als die Eingangstür des Flughafens aufgeht. Ein nass geschwitzter Freund steht mir gegenüber, neben seinem Auto. Drinnen zeigt das Thermometer 46 Grad. Der blaue Himmel ist noch leicht vom letzten Sandsturm verfärbt. Wir fahren los, sind sofort im Stau. Die Straßen sind links und rechts von unvorstellbar wertvollen Autos aller Marken überfüllt. Ich sitze bequem in einem über zweihunderttausend Dollar kostbaren Fahrzeug. Ich bemerke anfangs wegen seiner Extras einiges nicht – diesen Luxus kann ich mir jedenfalls nie leisten. Ich rechne mit etwas. Vertikale Betonbunker fallen mir jetzt ins Auge. Diese verdecken die Zitadelle im Zentrum – einst zeigte sie sich von allen Seiten.

Schreitet eine alte Stadt auf diese Weise voran oder geht damit ihre Seele unter?

Hawler zählt mit ihrem Alter von mehr als 8.000 Jahren zu den ältesten bewohnten Städten der Welt. Hier sind das kurdische Volk und seine Vorfahren beheimatet. Ihre Abstammung ist aus politischen, religiösen und wirtschaftlichen Gründen im Laufe ihrer Jahrtausende Geschichte komplex geworden – mangels eindeutiger Beweise enthalten die schriftlichen Quellen Lücken. Neben den Kurden leben Araber, Turkmenen, andere Ethnien, Menschen aus fast aller Welt, unter ihnen sind vorwiegend muslimische, nachfolgend christliche, yezidische (eine alte Religion der Kurden vor der Islamisierung) und andere Glaubensrichtungen. Moralische Werte sind klar definiert. Es gibt Wege, diese umgehen zu können. Auf den Punkt gebracht könnte Geld hier ebenfalls das Unmögliche möglich machen. Den wirtschaftlichen Status verteidigen manche also mit allen Mitteln. Trotz gemischter Gefühle freue ich mich darüber, über meine Reise – ein paar Tage Auszeit vom Alltag, sie könnten vielleicht meine negativen Gedanken ein wenig positiver stimmen. Neugierig bin ich auf menschliche Unterschiede, ihre Entwicklung durch ihr globales Verhalten und Umwelt. Die Klimaanlage läuft mit voller Kraft. Ich schwitze das Wasser aus, das ich zu mir nehme. Der Freund lacht: „Willkommen in Kurdistan! Das ist nur die Probefahrt zur Hölle."

An der Kreuzung stehen Kinder mit Wasserflaschen in der Hand; sie leben vom Verkauf. Ich äußere mich, um etwas dazu gesagt zu haben: „Das wahre Gesicht unserer Welt bleibt unverändert."

Der Freund antwortet wie jemand, der das oft gehört hat: „Sie haben zumindest eine Möglichkeit."

Das stimmt teilweise. Ich bestehe darauf: „Es geht nicht nur um die Armut. Die Ressourcen einfacher Menschen verkleinern sich durch unseren Wohlstand."

„Das gehört zum Menschsein", er rast an diesem Teil der Szene vorbei. Wir hören Musik, lachen laut. Das Gespräch gerät in die Vergangenheit.

Am nächsten Morgen steige ich in den Linienbus. 500 irakische Dinar (umgerechnet 40 Eurocent) kostet die Fahrt ins Zentrum. Ich gehe durch den Bazar zu einem Teehaus, nehme Platz. Neben mir sind drei Araber in ihrer Tracht, schräg gegenüber zwei Philippiner, ein paar Kurden in ihrem traditionellen Gewand, und auch andere Leute. Den besten Anblick dazwischen bietet mir der Seitenteil der Burg an. Mir tischt der Kellner einen schwarzen Tee ohne Zucker, zwei Nans, Joghurt und Honig auf. An der Kasse zahle ich 3.000 Dinar.

Die schönsten Momente erlebe ich immer zwischen diesen schlichten Menschen trotz ihres Kampfs ums Überleben – viele von ihnen erhalten seit Monaten keinen Lohn von der zentralen Regierung, während die Weltpolitik, Unruhen vor allem im Südirak, die Reichen dieser Stadt und die aus dem Süden und anderen benachbarten Ländern herkommen, zur Investition verleitet. Geld wird in Gold, Immobilen und Aktien verwandelt. Das erschwert das Leben der Mittellosen, macht dies unbezahlbarer. Gleichzeitig geben die Bauern landesweit wegen Dürre und Wasserknappheit auf. Sie gehen in die Städte. Ohne Bildung gibt es für sie auch keinen Job, der sie über Wasser hält. Ohne Kapital landen sie auf der Straße als Bettler, Wasser- und Taschentuchverkäufer. Investoren bestimmen, aus welchem Land ihre Arbeitskräfte importiert werden. Ölfirmen bringen ebenso ihre Belegschaft mit. Das Nachspiel dieser gängigen Egozentrik, die viele politische Systeme weltweit mit sich einschließt, wird genauso wie die Kluft zwischen Reich und Arm nicht als globale Gefahr erkannt. Ein verschleierter Krieg lenkt Menschen von dem Wesentlichen ab. Ein paar Leute bezeichnen ihn als eine Taktik – die Weltmächtigen profitieren allein davon. Der wahre Krieg versteckt sich unter unterschiedlichen Masken. Ein Gerede von Wassermafia ist bereits in aller Munde. In ausgetrockneten Gebieten Südiraks und der angrenzenden Länder ist der Literpreis von Trinkwasser

Dilan Canbaz wurde 1973 in Sulaimaniyya im irakischen Kurdistan geboren. Im Alter von 22 Jahren kam er nach Graz. 2012 begann er, Prosatexte und Erzählungen auf Deutsch zu schreiben. Seine Texte entstehen u. a. aus alltäglichen Beobachtungen und persönlichen Lebenserfahrungen. Für ihn ist Kritik genauso wichtig wie Selbstkritik. Beides bedeutet schließlich Entwicklung. Canbaz versteht sich als Teil der Gesellschaften, die er in seinen Texten kritisiert und deren Probleme er auch als die seinen bezeichnet.
Noorikarzan@hotmail.com

höher als der von Treibstoff.

Zwei Tage vor meiner Abreise lädt mich der Freund in einer gehobenen Gegend der Stadt zum Essen ein. An diesem kleinen Ort ragen Vermögende aus der Not der gesamten Menschheit heraus. Sie kaufen sich alles, was sie wollen, Kindermädchen, Sicherheiten, von jeglichen Emotionen frei. Nie betrachtete ich bisher wie in diesem Teil der Stadt so viele Gesichter, Körperteile mit kosmetischen Operationen. Diese Leute optimieren ihr Aussehen, um einem medialen Standard anzugehören. Trotz ihrer unterschiedlichen Herkunft merke ich an der äußeren Erscheinung dieser Menschen keine Differenzierung.

Erstmals spüre ich so sehr in Hawler, wie materieller Wert auch hier alle menschlichen Grenzen übertrifft. Die Erkenntnis entfernt mich von dieser Schönheit meiner Jugendzeit in dieser Stadt. Ich fühle mich fremd darin.

„Welche Absicht, welche Macht steckt hinter dem Ganzen?“, frage ich mich auf dem Weg zurück nach Europa, und wo führen diese vorbildliche Ebene des Narzissmus und diese kapitalistische Herrschaft hin, die sich ein Paradies vorstellen, das nur in ihrer Realität existiert?

Als grausam und brutal stellt sich diese kontrollierte Macht in meinen Augen am Ende meiner Reise dar.

Die Reise in den Himmel

Eine schamanische Reise

Manfred Stangl

Immer schneller kletterte ich die Tanne hoch, schnellte förmlich von Ast zu Ast: Saftig grün genadelte Zweige einer griechischen Tanne, die im Türkenschanzpark im 18. Bezirk gepflanzt wurde, an deren Rücken gelehnt ich viele Stunden täglich zu meditieren pflegte.

Die letzten Meter bis zur Spitze flog ich regelrecht empor, dann war ich über sie hinaus, blickte mich um, von oben auf die anderen Bäume und Sträucher des Areals, das schnell unter mir schrumpfte. Im Dämmerungshimmel blitzten Sterne auf, da rauschte er heran, der Adler, an dessen Krallen ich mich klammerte; dann saß ich auf seinem Rücken und mit kräftigen Flügelschlägen ging es himmelwärts.

Bei meinen ersten Reisen, auf der Suche nach dem inneren Lehrer, waren Augen erschienen, die mich anblinzelten, ein Veilchen nahm plötzlich das Gesicht eines ehemaligen Freundes an, der sehr viel Einfluss auf mich gehabt hatte, ein Bildhauer, der höchst ironisch auf die Welt spähte, was mir nicht guttat, denn ich entfernte mich geistig weit von der Erde, dem Boden – alles war zur Pointe verkommen, zum schnell aus der Westentasche abgefeuerten Witz, der nicht einmal den Tod eines Dichterkollegen verschont hatte. Nein – er konnte nicht mein innerer Lehrer sein, hatte ich gewusst und war auf dem Adlerrücken weitergezogen.

Nun kannte ich ja meinen inneren Lehrer, den aufzusuchen ich diese Reise angetreten hatte, war schon auf halbem Weg zu seiner Person.

Die weiße Kapuze leuchtete mir entgegen, wieder erblickte ich statt des Gesichts den Sternenhimmel, als hätte der Kosmos persönlich sich in einen Priestermantel gehüllt, mir bei dringenden Fragen Antwort zu geben.

Nicht unbedacht sollte man solche Reisen antreten, hatte ich gelernt, immer bereits zuvor die Frage gut formuliert haben – zwar war der innere Lehrer sicherlich nicht schwerhörig, aber unklare Fragen würden verschwommene Antworten nach sich ziehen, außerdem solle man keine bloßen Ja/Nein Fragen stellen.

Da tauchte ich neben dem Gesicht des inneren Lehrers vorbei, auf den Gipfel eines gewaltigen Gebirges zu, das wohl der Himalaya sein dürfte, nein – der Berg ist steil aber kleiner – mitten auf ihm prangt ein riesiges Kreuz. Neugierig fliege ich auf dieses christliche Symbol zu, sehe auch eine hölzerne Figur von Jesus Christus, so wie sie an diversen katholischen Devotionalien zu sehen ist, fliege aber an ihm vorbei weiter. Ich bin ja kein Christ, schrieb einmal, das Symbol fürs Christentum sollte die leere Grabeshöhle sein als Signum für die Auferstehung, auf die Überwindung des Todes, nicht dieses morbide Glaubensutensil, das das gewaltsame Sterben feiert.

Da durchzuckt mich ein Weh, Mitleid, ich wende, steure auf das Kreuz zu – rufe: „Steig herunter, Jesus Christus, steig herab vom Kreuz, so unerhörte Schmerzen musstest du erdulden, hast versucht die Menschen zu erlösen, brauchst nicht weiterleiden, leide nicht mehr, steige vom Kreuz!“

Plötzlich strecken sich mir mächtige, in weiße Ärmel gewandete Arme entgegen, ich sinke an die Brust des Heilands, ein Schluchzen durchfährt mich, dann unendliche Freude, Glückseligkeit, ein stilles Jauchzen so gewaltig wie das All. Die Ekstase berauscht mich derart wundervoll, dass ich zu rasseln aufhöre, dort im Gemeindebau auf meinem Hirschfell sitzend, von wo aus ich diese schamanische Reise angetreten hatte, meine indianische Lederrassel in der Hand – das Werkzeug, die Flügel um solch Reise durchzuführen.

Ich besinne mich, nehme das gleichmäßige Auf und Ab der Hand erneut auf, schließe wieder die Augen, falle in Trance, reite auf dem Geräusch der Rassel wieder gen Himmel.

Dutzende Male hatte ich derartige Reisen schon ausgeführt, nie sie ohne Sinn angetreten, gerade auf der

Suche nach dem inneren Lehrer durfte man ohne konkrete Frage aufbrechen, bzw., mit der Frage auf den Lippen, ob die entdeckte Person tatsächlich der innere Lehrer sei, oder eine Täuschung. Beim ersten Mal erschien er mir als Doppelsonne, ein herrlicher Lichtkranz strahlte mir entgegen, ich wiederholte die Frage, die Korona strahlte himmlisch auf, der Stern nickte, vor allem überzeugte mich mein eigenes liebevolles Gefühl der Gestalt gegenüber, dieses Vertrauen in mir, dass ich ihn gefunden hätte. Später erschien er als Kosmos mit Kapuze anstelle des Gesichtes – viel später, aber dazu am Ende dieser Geschichte.

Auch anderen Wesen aus dem astralen Reich konnte man begegnen – sie könnten ewiges Glück vorgaukeln, Reichtum, Ansehen, Ruhm, ist das Gefühl ihnen gegenüber eisig kalt, erfährt man mächtige, doch herrschaftliche Schwingungen, ist da nicht Liebe und Wärme in der Ausstrahlung der himmlischen Wesen, handelt es sich um teuflische, um böse, die einen nur allzu gern verführen, wie ja die gesamte Welt heute in solchem Bann zu stehen scheint.

Der unendliche Kosmos vor mir – ich frage in sein Gesicht hinein: „Soll ich weiter mich um Carina bemühen? Noch einmal versuchen, ihre Liebe zu gewinnen, nachdem sie sich ja wegen einem andern von mir getrennt hat?“

Ich war durch Himmel und Hölle gegangen, als es zur Trennung kam. Hatte eine symbiotische Beziehung zu ihr aufgebaut gehabt, die meiner damaligen narzisstischen Persönlichkeit entsprach, als einzigartiger Schriftsteller hatte ich mich ihr gegenüber gegeben, als so besonderer Mensch, dass sie von ihrem Lehrergehalt mich aushalten müsste, sie, die sehr hübsch und klug war, aber in ihrem weiblichen Narzissmus, den man heutzutage vulnerablen nennt, ergänzten wir einander unselig.

Mir widerfuhr circa ein Jahr später, nach einer gewaltigen Höllenfahrt, die Gnade einer mystischen Entzückung als Folge eines nicht lösbaren Problems, das auf ein anderes seelisches Niveau katapultiert. Wenn ich Carina nur anzurufen gedachte, versank ich bereits in schwärzeste Abgründe, so sehr hatte der Kampf um ihre Liebe mich bereits in Depressionen gestürzt, aber ohne sie zu leben erschien mir völlig sinnlos. Stundenlang auf einem Stuhl meditierend, den schweren Kopf auf eine Hand gestützt, biss ich mir eher in den Handrükken als Ruhe zu finden, da durchzuckte mich ein tiefes Wissen: „Ich brauche ja gar nicht mit Carina zusammen sein, ich brauche sie eigentlich überhaupt nicht. Kann ohne sie auch ganz gut leben.“ Es kam sogar noch besser: mein Wurzel Chakra hatte sich in dieser Erfahrung geöffnet, ich hatte ein Satori erfahren, wie es im Zen heißt, das Klatschen mit einer Hand war gelungen, und ich von meiner quälenden Bindung befreit. Zunehmend glücklicher fühlte ich mich. Angekommen im Urvertrauen – das Leben begann schön zu werden!

Aber jetzt stand ich vor meinem inneren Lehrer und fragte ihn, ob ich mich wieder um Carina bemühen sollte. Sie hatte mir mitgeteilt, nachdem wir einige Zeit nach der Trennung Freunde geworden waren, dass sie ein Kind von ihrem Liebsten erwartete. Das hatte so ungeheuerlich geschmerzt, dass ich mich auf die Reise in den Himmel aufgemacht hatte. Auch Reisen in die Erde hatte ich unternommen bei meinem schamanischen Weg. Stieg an Wurzeln ins Erdreich hinab, durch Höhlen in den Untergrund, dort Insekten und spitzen Zähnen ausweichend auf der rasenden Fahrt wie durch einen Tunnel in die Unterwelt, dort mein Krafttier und andere Tierhelfer zu finden. Auch denen galt es dreimal die Frage zu stellen, der Adler wurde zu meinem Haupttierhelfer, zu meinem schamanischen Begleiter und Beschützer auf den Reisen.

Ein riesiges Dampfschiff tauchte vor meinen inneren Augen auf. Plötzlich begann es bugüber im Meer zu versinken, drei der vier Schornsteine waren bereits erloschen, das Schiff sank titanicgleich rasend schnell. „Soll das heißen, die Beziehung ist nicht mehr zu retten?“, schoss es durch meinen Kopf. Das Schiff vom weiten Meer verschluckt: „Also alles zu Ende?“, dachte ich, „nein das durfte nicht sein...“. Ich wiederholte die Frage: „Ich weiß nicht, ich habe mich da irgendwie sicherlich getäuscht, das Bild falsch interpretiert... soll ich also die Beziehung mit Carina wieder aufzunehmen versuchen?“

„Nein“, dröhnte es durch meinen Schädel, so laut, dass ich zu rasseln vergaß. Okay – noch klarer gings wohl nicht. Ich begann, nach dreimaligem kurzen starken Rasseln als Zeichen zur Umkehr, im gesteigerten Tempo die Rassel zu schwingen.

Landete, einerseits beglückt durch die mystische Ekstase des Liebesbeweises des Heiligen Christus, anderseits ernüchtert von der Antwort meines inneren Lehrers auf meinem Hirschfell am Holzfußboden der Gemeindewohnung beim Türkenschanzpark. Später würde sich der innere Lehrer zu erkennen geben. Ich hatte noch einen langen spirituellen Weg vor mir. Der in der Einsamkeit bei Meditationen und geistigen Erkenntnissen mir Erleuchtung schenken sollte. Und nach dem Wiederverschmelzen mit dem Göttlichen, mich an mein vorangegangenes Leben erinnern würde – mir enthüllen, wer die ganze Zeit über nun mein innerer Lehrer gewesen war: nämlich mein großer Meister in den USA, Paramahansa Yogananda, der indische Yogi, von seinem Guru in die Staaten gesandt, dessen Buch: „Autobiographie eines Yogis“ den Kriya Yoga und spirituelle Praktiken weltbekannt gemacht hatte.



Foto Werner Dornik

Erzähl mir von Indien

(Erinnerungen an Elfriede Irrall)

Claudia Dvoracek-Iby

1982 Sommer. Ferien. Meine drei Brüder und ich spielen im Garten Tischtennis, als ein bunter Wohnwagen direkt vor unserem Elternhaus hält. Die Türen des Wohnwagens öffnen sich - und ich sehe dich, Elfriede, und Olaf Scheuring, deinen Lebenspartner, das Erste Mal.

Eure Ausstrahlung trifft mich bis ins Innerste; nie zuvor habe ich derart „von innen leuchtende" Menschen wie euch gesehen. Ich weiß noch, dass ich damals dachte, so also schauen „echte" Menschen aus. Ihr grüßt uns lächelnd, nennt eure Vornamen, sagt, ihr hättet eine Verabredung mit unseren Eltern, ob diese zu Hause wären. Ich kann nicht antworten, mir hat es die Sprache verschlagen: Nie habe ich jemanden in so gewählten, melodischen und überaus herzlichen Worten sprechen hören wie euch beide. Meine Brüder übernehmen das Antworten, öffnen euch die Gartentür. Ich erinnere mich an ein langes, freundschaftliches Gespräch zwischen euch und meinen Eltern. Auf dem Wohnzimmersofa neben dir sitzend, erfahre ich, dass ihr Schauspieler seid, gemeinsam das „Theaterspielwerk" gegründet habt, und mit eurem Wohnwagen durch den deutschsprachigen Raum reist, um eure Theaterstücke zu spielen, wo immer es gewünscht ist. Mit meinen Eltern diskutiert ihr über geeignete Lokalitäten für eure Auftritte im Bezirk Oberpullendorf.

Ich sauge jede Geste, jedes Wort, jedes Lächeln von dir und Olaf auf, denke immer wieder, genauso wie ihr zwei sollten Menschen sein: Frei, strahlend, seinen Mitmenschen zugewandt und offen - und zugleich in sich selbst ruhend: Reisende.

2012 Meine 9-jährigen Zwillinge und ich sitzen im Zug von Wien ins Burgenland, um unsere Verwandten zu besuchen. Irgendwann, als meine Töchter in ihre Bücher vertieft sind und ich kurz meine Augen schließe, höre ich im offenen Abteil in der Sitzreihe hinter mir zwei Frauen sprechen. Ich erkenne deine ausdrucksstarke Stimme sofort, Elfriede - und muss sogleich daran denken, was ich vor ein paar Jahren aus den Medien erfahren habe: 2009 ist Olaf gestorben. Betroffen habe ich einige Interviews von dir gelesen, Fotos von dir und Olaf gesehen.

Nur kurz zögere ich, stehe auf und gehe zu dir, bleibe vor dir stehen, sehe dich an. Der Ausdruck deines Gesichtes ist wie damals vor Jahrzehnten in meinem Elternhaus: Zugewandt, freundlich, offen. Ich sage dir meinen Namen, erzähle von eurem Besuch damals, und welch bleibenden Eindruck du und Olaf in mir hinterlassen habt. Du reagierst höchst erfreut, erinnerst dich gut an diesen Sommertag damals, erkundigst dich nach meinen Eltern, meinen Brüdern.

Später, als ich dir sage, dass ich oft an dich gedacht habe, nachdem ich zu meiner großen Bestürzung von Olafs Tod erfahren musste, nimmst du meine Hand in deine, sagst, das bedeute dir sehr viel. Du setzt dich mit mir zu meinen Töchtern, die dich - so sprachlos wie ich vor Jahrzehnten - anhimmeln. Als wir uns am Ende der Zugfahrt verabschieden, reichst du mir mit herzlichen Worten eine Einladung zu einer baldigen Veranstaltung in Wien: Du liest aus Olafs vor kurzem posthum erschienenen Gedichtband ‚Unerhört das Leben'.

2015 Es ist Elfriede-Freitag. Diesen Begriff kreierten unsere Töchter, denn es hat sich im Laufe der Zeit eingebürgert, dass du uns beinahe jeden Freitag, oft bis spät in die Nacht hinein, besuchst. Viel erzählst du uns in dieser Zeit aus deinem reichhaltigen Leben, nimmst uns durch deine lebhaften Schilderungen mit auf deine Reise nach Chile in der Zeit vor dem Militärputsch 1973. Während eines mehrmonatigen Aufenthaltes hast du Unterstützung für die Menschen dort organisiert, dich politisch engagiert, mit Kollegen einen Dokumentarfilm gedreht. Gedanklich wandern wir mit dir in deine Berlin-Zeit, unter anderem zur Schaubühne Berlin, dann wieder nach Wien, ins Volkstheater und ins Theater in der Josefstadt, wir reisen auch mit dir an verschiedene Drehorte für Fernsehsendungen. Am liebsten aber touren wir mit Olaf und dir im Wohnwagen mit eurem ‚Theaterspielwerk' durch Österreich und Deutschland.

Eine Reisende bist du geblieben. Mit deinen 77 Jahren fährst du regelmäßig mit dem Zug zu Freund: innen nach Berlin, nach Wien, und in das burgenländische Dorf, in dem ihr beide, du und Olaf, euer Yggdrasil, wie du es nennst, euer Zuhause, gefunden habt.

2018 Du liegst im Spitalsbett, ich sitze neben dir. Ein Arzt kommt ins Zimmer, um mit dir über deine bevorstehende Operation zu sprechen. Du möchtest, dass ich bleibe, hältst meine Hand. Der Arzt erklärt im munteren Tonfall, dass da leider einige weitere „Baustellen" in deinem Körper entstanden wären, sagt, welche Organe der Krebs inzwischen befallen hätte, und dass er leider nicht garantieren könne, ob die OP...

Du unterbrichst ihn freundlich, aber bestimmt, sagst, du seist müde und hättest genug gehört. Dir sei vollkommen klar, dass deine letzte irdische Reise begonnen hätte. Als der Arzt das Zimmer verlassen hat, ringe ich nach Fassung.

Ach, Elfriede, wie tapfer du bist! Du lächelst mich tatsächlich an, und deine Augen leuchten auf, als du sagst: „Apropos Reise, du warst doch früher einmal mehrere Wochen in Kerala. Erzähle mir bitte, meine Liebe - erzähle mir von Indien."

Claudia Dvoracek-Iby, 1968 in Eisenstadt geboren, lebe in Wien. Schreibe Kurzgeschichten, Lyrik und Märchen für Kinder und Erwachsene. Seit 2012 zahlreiche Veröffentlichungen in Literaturzeitschriften und Anthologien.

ÖBB REQUIEM

Oder: Spiel mir das Lied vom Schienenoutlaw

Michael Benaglio

Mit einer halben Stunde Verspätung landeten wir, von Neapel kommend, am Flughafen Wien-Schwechat, holten stressgeplagt unsere Koffer von dem Förderband und kauften ÖBB-Fahrkarten für die sonntägliche Reise in das Salzkammergut. Am Bahnsteig angekommen wartete das Chaos auf uns: Menschenmassen. Der vorhergehende Zug Richtung Salzburg fiel wegen dem seit langen Jahren chronischem Wagonmangel der ÖBB aus. (Der nachfolgende Zug Richtung Salzburg fiel ebenfalls wegen Wagonmangel der ÖBB aus.) Unser Zug glich einer Sardinenbox, nur dass es dort etwas geräumiger zugeht. Die Stimmung der Fahrgäste unter dem Nullpegel. Zu den gänzlich ausgebuchten, reservierten Sitzplätzen gesellten sich die Gestrandeten vom letzten Zug und jene Tollkühnen, Subversiven, die ohne Reservierung den Wagon betreten hatten. Ein Chaos aus großen Koffern, plärrenden Kindern, verzweifelten Eltern, verärgerten Fahrgästen und Gestank.

Ab Station Tullnerfeld entspannte sich der Zug-Weltuntergang ein wenig, etwas Hoffnung keimte gleich Plastikpflänzchen in entmutigten Herzen. Dieser Zustand motivierte den niemals leibhaftig in Erscheinung tretenden Schaffner via krächzendem Lautsprecher zu dem unfreundlichen Befehl, alle Fahrgäste ohne Reservierung müssten in St. Pölten den Zug verlassen. Wir leisteten dieser Frohbotschaft, im Tenor einer Drohbotschaft vorgetragen, Folge, standen mit anderen wütenden Fahrgästen am Bahnsteig, neben uns ein paar junge Bahnbedienstete, vermutlich abgestellt zur Kundenbetreuung, die sich erfolgreich gegen die Plebs der Fahrgäste mit internen Kichereien abschotteten. (Hihihaha.)

Dann die neue Order: Da die Züge überfüllt sind, so plärrten die Lautsprecher teilnahmslos, sollten die Fahrgäste, wohlgemerkt auch die, die bereits die saftigen ÖBB-Preise zahlten, auf „alternative Reisemöglichkeiten“ umsteigen. Was war damit gemeint? Taxi? Zu Fuß weiterlatschen? UFOs trotz aller esoterischen Bemühungen auch nicht in Sicht. Null Betreuung. Ohne die „Westbahn“, für deren freundliche Beförderung wir freilich neu zahlen mussten, hätten wir an diesem Sonntag das Salzkammergut wohl nicht mehr erreicht.

Ist es legitim, Fahrgäste, die bereits zahlten, irgendwann während der Fahrt in das Freie zu befördern, wo sie wie Schlachtvieh stehen gelassen werden? Nachdem diese Missstände, wie zahlreiche andere dieses desolaten Unternehmens, seit langen, langen Jahren Wiederholungstäter sind?

Ich fahre seit den späten siebziger Jahren sehr, sehr viel mit der Bahn. Ich musste erleben, wie die beste oder zumindest eine der besten Zuggesellschaften Europas zu einem unprofessionellen, maroden, kundenfeindlichen Unternehmen degenerierte, das seine Versäumnisse und Inkompetenz auf die Kunden abwälzt. Investiert wird in sehr hohe Managergagen, die Baulobby, die Digitalisierung und die Werbung, in der sich unsere Bahn als megageile Kaiserin Maria Theresia, als Krone der Geleise, präsentiert. Was nicht mehr zählt: Der Mensch, der Kunde, all‘ die armen Trottel, die nervös oder ökologiebewusst oder weil das Auto wegen falscher Weltanschauung beschlagnahmt wurde, mit der rostenden ÖBB-Kutsche reisen. Eine Schande für unser Land. Entspricht der Zustand der ÖBB etwa gar dem maroden Zustand unserer Republik, unserer rostenden Demokratie? Dieser Gedanke darf nicht gewagt werden, outet einen doch sogleich eine KI als gefährlichen Weltverschwörer und Nazi.

Jene dienstwagengesegneten, öfters mit grünen Hütchen stolzierenden Politikerinnen, die immer wieder das Fahren mit der Bahn propagieren, sollten endlich etwas näher hinsehen und ihre peinlichen Sonntagsreden mit etwas Volksrealität vertauschen. Oder ein Jahr ÖBB fahren.

Die Kathakali Verwandlung

ich war Zeuge der Kathakali-Verwandlung
empfohlen von Günter Grass
in Kerala
zwei Männer verwandelt mittels
Masken Make-up Kostümen
in Krishna und Radha
einen Gott und einen Dämon
lebendig werdend in ihrem wortlosen Tanz
von Gut und Böse
weiblich und männlich
Himmel und Erde
eine einstündige Touristenversion
nicht mehr
aber sie gab mir eine Ahnung davon
was es bedeutet
wenn du dich selbst
in eine höhere Form des Bewusstseins
von Einheit in der Vielheit tanzt
jenseits von Maya
der Illusion von Unterschieden
in der Welt

Frank Joussen

Reisende

Susanne Rödl

Beinah zu viel an Erinnerungen, Erlebnissen, kleinen und großen Abenteuern, Eindrücke und Begegnungen schlummern in den unergründlichen Gefilden des Gedächtnisses, um jederzeit neu erweckt zu werden, um in leuchtenden Farben aufzuerstehen, bunte bewegte Bilder, die wie ein sich immer wieder neuartig zusammensetzender Film vor den geschlossenen Augen abrollen, ein Puzzle, verfremdet und doch so vertraut. Und doch passiert es, dass eindrückliche Bilder von Landschaften, Menschen und Tieren plötzlich lebhafte Gestalt annehmen. Ja selbst die ihnen eigenen Lautgebungen und Gerüche werden dabei nach-erlebt. Flüsse, Seen und Ozeane, regenverhangene oder azurblaue, wolkenlose Himmel, blühende Wiesen, karge Wüsten, Berge, Wälder und Felsen, Palmen, Sandstrände, Olivenhaine, Kakteen und Agaven aller Größenordnung, fruchtbare Erde abwechselnd mit Reis- und Teeplantagen oder dürren Feldern. Da tauchen Kamele auf und wilde Pferde, Rinder, Schafe und Ziegen ebenso wie Elefanten, Affen und Wasserbüffel. Dazu die kaum sichtbaren, doch allgegenwärtig spürbaren Moskitos. Es agieren Männer, Frauen, Kinder, ihren Kulturen entsprechend gekleidet, sprechende, gestikulierende, essende, beschäftigte und ruhende, feiernde und trauernde Menschen. Arme und Reiche, Ungebildete und Weise, schwer Arbeitende und Meditierende, modern oder traditionell Lebende, Hektische und Gelassene, Naturverbundene und Technologieaffine, Redegewandte und Einsilbige, Kaufleute und Kunden, Tiefreligiöse und Fortschrittsgläubige, Großfamilien, Paare, Einzelpersonen. Alle nebeneinander und miteinander, teilweise dicht gedrängt lebend, je nach Stadt- oder Landbevölkerung. Zwischen ihnen unzählige Bauwerke, verfallene und frisch renovierte, Bauernhöfe und Hochhäuser, Museen, Tempel, Kirchen, Synagogen und Moscheen, Paläste, Burgen und Ruinen, Denkmäler und Gedenkstätten, Hotels und Restaurants, Straßencafés und Imbissbuden, Verkehrsmittel aller Art auf Autobahnen, Brücken, Landstraßen, auf staubigen, steinigen Wegen und im städtischen Getriebe – von LKWs und überfüllten Bussen bis hin zu Rikschas, Mopeds und Fahrrädern. U-Bahnen, Züge, Einsatzfahrzeuge und Taxis, Schiffe und Boote. Und in all diesen wiederum Menschen, die sich - größtenteils möglichst schnell - fortbewegen wollen, dazwischen zahllose Fußgänger/innen.

In der Erinnerung scheint mir die halbe Welt auf Reisen (gewesen) zu sein. Kein Tag, wo nicht Hunderte auf Flughäfen, Bahnhöfen oder in Schiffshäfen anzutreffen sind. Wartende, Fahrkarten-Lösende, einander Begrüßende oder Verabschiedende, vor Wiedersehensfreude und vor Abschiedsschmerz Weinende, reisefiebrig-Aufgeregte, Schlange-Stehende, Auskunft Erfragende, in Wartesälen Verharrende, am Boden Kauernde, Imbisse Verzehrende, Winkende, Gepäck-Schleppende, in Zügen und Bussen Sitzplatz-Suchende, nur-Stehplatz-Findende sowie bereits sitzend Verweilende, Alleinreisende, Paare, Gruppen, Familien, Junge und Alte, Lachende, Scherzende, Schimpfende, Schreiende, Schmollende, Fragende, Rufende, Verunsicherte, Hilfesuchende, Helfende, markante Mimik und Gestik Zeigende, wissend Lächelnde, Gleichgültige, Umtriebige, Besorgte, Rauchende, einander Umarmende, Schulterklopfende, Händeschüttelnde, Küssende, Tröstende. Und was für Blicke!: erwartungsvolle, gelangweilte, verärgerte, frustrierte, flirtende, neugierige, staunende, zärtlich-verliebte, freudige, betrübte, liebevolle, - ihren jeweiligen Gefühlslagen sowie den Signalen entsprechend, die sie ihren Mitmenschen senden wollen. Überraschung, Enttäuschung, Stress, Übermut, Nervosität, Angst, Traurigkeit, Bedrücktheit, Angespanntheit, Müdigkeit, Erschöpfung, Gefasstheit, u.v.m. – von alledem ist etwas oder mehreres in jedem einzelnen dieser vielen Gesichter, in jedem einzelnen Individuum. Menschen verschiedener Herkunft, Haarfarbe, Augenfarbe, Hautfarbe, Altersstufen und mit unterschiedlichen (Reise-)Zielen, mit ihren vielen individuellen Geschichten und Erfahrungen, ihren persönlichen Gewohnheiten, Vorlieben und Abneigungen, Ansprüchen, Wünschen, gegenwärtigen Denkweisen, Meinungen, Ansichten, Kommunikationsweisen und Gefühlskonstellationen.

Irgendwann ertönt ein greller Pfiff oder ein Motorstart-Brummen, bevor sich Zug oder Bus in Bewegung setzt, ein dumpfes über die Wellen geschicktes Dröhnen, bevor das Schiff sich behäbig wendend vom Hafen ausläuft, ein Lautsprecher-Aufruf, der signalisiert, dass es höchst an der Zeit ist, sich beim entsprechenden Flug-Gate einzufinden.

Unversehens ist die Reise angetreten. Zu welcher Destination auch immer ich mich begab, bemerkte ich, ob in Bus, Bahn, Schiff oder Flieger dieselben Vorgänge: Auf einmal verhallt aufgeregtes Stimmengewirr, Hektik und Getriebe wandeln sich in Stille und Besonnenheit, in Vorfreude, Interesse und Staunen. Die Mitteilsamkeit sogar der Gesprächigsten lässt nach, das Geplauder ver-

Mag.a Susanne Rödl
lebt in Wien und schreibt Prosa und Lyrik, beides auch in Mundart. Seit 2014 Veröffentlichungen (Prosatexte und Gedichte) sowie zahlreiche Lesungen.
Buchveröffentlichungen:
*) „Echt Wienerisch - Betrachtungen und Dialoge im Dialekt mit Übersetzung in die österreichische Schriftsprache", unartproduktion, 2014;
*) „Was bin ich? - Rätselreise durch die Natur", mymorawa, 2018; für Neugierige und Rätselfreudige mit Interesse an der Natur, empfohlen für Kinder ab ca. acht Jahren.
*) „Wunderbares im Alltäglichen" (Kurzgeschichten), story.one publishing, 2024, unter Pseudonym Susann Mari erschienen
*) "Wienerisch forever" (Kurzprosa und Gedichte im Dialekt), storry.one publishing, 2025

stummt zuweilen gänzlich, wird abgelöst von Dahindösen, zeitweiligem Schlafen vielleicht. Kaum hat die Fahrt begonnen bzw. der Flieger abgehoben, da zaubert die zunehmende Entfernung vom Abfahrts- bzw. Abflugort und somit gleichzeitige sukzessive Annäherung ans Reiseziel Veränderungen in Gemüts- und Gesichtsausdrucke der Passagiere. Die Reise beeinflusst ihre Gehirnströme, Seelen und Sinne. Nicht selten verändern neue Eindrücke und Begegnungen die eigene Denkrichtung, Einstellungen und Sichtweisen sowie Norm- und Wertvorstellungen geraten ins Wanken. Manchmal entstehen sogar neue Ideen, Wunschvorstellungen und Pläne.

Da konvertiert nicht gleich ein Christ zum Buddhismus, ein Moslem nicht zum Judentum und jeweils umgekehrt, da werden nicht Materialisten und Konsumisten im Handumdrehen zu Idealisten, Kriegsverherrlichende nicht zu Pazifisten, Egoisten nicht zu Altruisten. Aber so manche/r Reisende wird vielleicht einfühlsamer, aufmerksamer, toleranter und aufgeschlossener, öffnet Augen und Ohren für eine andere Wirklichkeit, für eine andere Weltsicht, was unweigerlich mit Horizonterweiterung einhergeht. Manch eine/r lernt neue kulturelle, historische, geographische, politische, wirtschaftliche, wissenschaftliche Gegebenheiten und Zusammenhänge kennen, neue Sprachen, Sitten und Traditionen. So mancher Ökonom beginnt vielleicht ökologisch zu denken, so mancher Vorurteilsbeladene vermag seine Meinungen faktenbasiert zu überdenken, manch skrupellos Raffgieriger entwickelt vielleicht Gerechtigkeitssinn, manch Introvertierter wird extrovertierter, manch stets Gestresster geht in sich, wird nachdenklich und besonnener. Manch einer beschließt vielleicht, gesundheitsbewusster zu leben. Sich einsam Fühlende werden eventuell kontaktfreudig, Streitbare friedliebender und Übellaunige ausgeglichener, prinzipiell Misstrauische beginnen vielleicht Ängste und Feindseligkeit abzubauen. Allesamt werden ein Stückweit offener, gebildeter, dem Fremdartigen gegenüber etwas vertrauter, sie lernen verstehen, lernen Neues, lernen Verlernen und lernen anderes Verlerntes wieder, lernen Verschiedenes kennen, lernen einander kennen – und sich selbst besser kennen, lernen, sich zu verständigen und einander zu verstehen, lernen, sich einzufinden und zurechtzufinden, sich zuzuwenden und sich abzugrenzen, lernen rücksichtsvoll zu sein und sich anzupassen, lernen, selbstbewusst und zuversichtlich zu sein, lernen Selbst- und Menschenkenntnis, lernen eine der Situation angepasste optimale Kommunikation oder annehmliche Zurückgezogenheit, lernen vielleicht auf neue Art Sehen, (Zu)hören, Schmecken, Riechen und Genießen. Auf der weiteren Reise beleben möglicherweise mit jedem Sonnenaufgang neue Ideen und Interessen den Geist der Reisenden und mit jedem Sonnenuntergang empfinden sie hoffentlich Zufriedenheit und Dankbarkeit.

Ein Blatt ganzheitliche Ästhetik

Moderne Reliquien oder Wie die Kunsteliten mit der Wirtschaft, den Medien und der Wissenschaft sich verschwägern, uns blöde Bürger zu belehren.

Manfred Stangl

Ich kann nicht anders, als meinem Ärger Luft zu machen wegen der Berichterstattung im ORF über die Kulturhauptstadt Bad Ischl 2o24. Da wird im öffentlichen Rundfunk / dem Fernsehen kürzlich eine Studie vorgestellt der Kleinen Zeitung kritisiert wurde), an der Wirtschaftsuni Wien verfasst, die dokumentieren soll, welch riesigen Wert die Veranstaltungen der Kulturhauptstadt für die Region Salzkammergut haben solle: jedem einzelnen (der enormen 3o,3 Millionen) Euro käme ein Mehrwert von über 1:4 zugute, also eine Summe von 13o Millionen; was eben als touristische Werbung, als Bekanntheit im Ausland sich niederschlage, womit die Kulturhauptstadt allein finanziell bereits ein lukratives Geschäft sein solle. Woher nimmt der Uni-Angestellte diese Daten? Warum glaubt er, dass die Bekanntheit des Salzkammergutes (Bad Ischl, Ausseerland, Hallstadt) einen weiteren Boost bräuchte? – Wie errechnet dieser lustige Wissenschaftler dieses Ergebnis? Und vor allem: warum glaubt er, dass die schrägen Veranstaltungen Besucher anlocken könnten, statt eher abschrecken werden? (Selbst die Kleine Zeitung zweifelte die Glaubwürdigkeit der Studie an). Auch ungeheure Besucherzahlen werden vermeldet – allerdings immer von den Veranstaltern der KHSt selbst gemessen (ich stand des Öfteren mit einem Zählgerät vor Kunstsälen – ich weiß wie man veranstalterfreundlich misst). Außerdem griff die KHSt zum Kniff, neben einer Veranstaltung des Narzissenfestes in Aussee eine schräge Performance abzuhalten, just in dem Moment, als eine Menge Besucher sich für ein regionales Fest versammelt hatten; ein paar der Leute drehten sich um: schwupps galten sie als Besucher der KHSt. Selbst die Besucher des Skifliegens in Mitterndorf am Kulm sollen mitgezählt worden sein, berichten kritischere Quellen als die Selbstbeweihräucherer oder der ORF. In einem Blickwechsel speziell des Servus TV s etwa, wurde die Zählweise der Veranstalter sowie behauptete diverse Nachhaltigkeit kritisch hinterfragt. Servus TV, als reichweitenreiches Reichenmedi-

um hat wenig Sympathien für das Volk, aber punkto Kulturhauptstadt schlugen sie sich von Anfang an auf Seite der regionalen Kritiker. Ablehnende Positionen von Nicht-Eingeladenen, von Ausgeladenen wurden zu Gehör gebracht; die Frage nach dem Wert der Elitekunst generell infrage gestellt: vom Pudertanz bis zum vergrabenen Wohnzimmer, das Aktivisten vor Ort dann als Unsinnsort kennzeichneten. Die Berichte bei Servus TV über die KHSt entsprachen stets der Realität eher als die Beschönigungen im ORF oder regionaler Medien, die vom Geldfluss der Parteien abhängig sind. Einzig das Blatt Alpenpost in Bad Aussee stemmte sich gegen die Verdrehungen der Chefin der einmarschierten Kunsteliten, Elisabeth Schweeger, sowie gegen die beschönigende Medienflut. Auch die unsympathisch arrogante Art der „Chefin" wurde kolportiert. Ihre Aussagen zeigten, wie überheblich sie auf die Landbevölkerung und die Kunstschaffenden vor Ort hinunterblickte. Später dann gab sie diese Studie in Auftrag, die belegen sollte, wie wertvoll ihre Arbeit doch war. 30, 3 Millionen! Welch wahnsinnige Summe! Und die teilten sich Künstler und Künstlerinnen aus dem Umfeld der Chefin auf. Als Rechtfertigung muss nun der wissenschaftliche Nachweis gelten, wie viel die abgehobenen Veranstaltungen gebracht haben sollen. Soviel zu Seriosität von Wissenschaft schlechthin... Zur KHSt waren erst 1000 Kulturschaffende aus der Region eingeladen, Projekte vorzustellen – alle wurden dann ausgeladen, mit dem höhnischen Kommentar der Frau Schweeger bedacht, auch kleine Kinder müssten lernen, dass das Leben kein Wunschkonzert sei. Stattdessen flossen die Zig-Millionen in die Taschen elitärer, bekannter Künstler – viele aus dem persönlichen (Berliner) Umfeld der Chefin.

Genaugenommen diente solch Veranstaltung hier in Österreich dazu, den Einheimischen ihre Rückständigkeit zu beweisen, ihre falschen Vorstellungen von Kunst zu revidieren, ihren Geschmack als banal hinzustellen und ihre Kreativität zu belächeln. Wenn aber Nackte Puder herumstreuen, dann sei das hohe Kunst, zumal ja auch geistig Behinderte beteiligt waren – also gilt gleich auch noch das Superkonzept der Inklusion – aber ob's nicht Missbrauch von Unmündigen war, das sei hier in den Raum gestellt. Da der Mitherausgeber des Pappelblattes, Michael Benaglio, selbst in der Gegend lebt, zahlreiche Veranstaltungen besuchte und im Pappelblatt 32 über die KHSt ausführlich schrieb, lässt sich sogar auf der Pappelblatt Homepage nachlesen, welch Unsinn man uns da für Kunst verkaufte. Wir sollten die Pappn halten, und die Göttlichkeit der Eliten feiern.

Der Vergleich bietet sich an zu einer Epoche vor 500 Jahren, als die katholische Kirche mit Reliquien ihre Macht verkittete. Reliquien, die jeder größere Wallfahrtsort besitzen musste, um die Massen und damit Geld anzuziehen. Bis Luther dem Spuk ein Ende setzte, indem er die Unsummen an Nägeln vom Heiligen Kreuz verspottete, und die vielen Körperteile von Heiligen, die zusammen 120 Apostel ergeben hätten statt 12. Die heutige Kunstschickeria macht nichts anderes, als die Kirche damals. Sie stellt in tausenden Galerien weltweit Unsinnskunst aus, irgendwelche Trümmer, denen angebliche Bedeutung zugedichtet wird, auf dass sie etwas Sakrales, Mystisches, Nichtfassbares ausstrahlen, was einfache Leute nicht verstehen müssen, ja gar nicht verstehen können. Hauptsache wir pilgern in die Kunsttempel, kaufen Kataloge oder bitten sonstwie um geistigen Ablass, bzw. regen uns nicht auf, wie viele Milliarden an Steuergeldern in solche Kulturbudgets fließen, die dazu verwendet werden, uns zu vermitteln, wie blöd wir seien. Mit überdrehten Augen, gefalteten Händen und demütig hätten wir den Segnungen der Kulturindustrie zu begegnen – Unsinniges als Göttliches anzuerkennen, absichtlich Mystifiziertes, grob oder penibel Dahergezimmertes, welches mit bedeutenden Worten uns angepriesen wird: all das sollen wir als unhinterfragbaren Schatz annehmen. Wieviel Unsinn, Blödsinn, ja Lächerlichkeit in solch Kunst steckt, lässt sich im Buch: „Das kann ich auch - über moderne Kunst", von Saehrendt und Kittl 1) und in meiner „Ästhetik der Ganzheit" 2) nachlesen. Diese Kolonialisierung des Landes durch eine weltweit vernetzte Kunstschickeria, die ihre Zentren in den Mega-Städten hat, erklärt uns für dumme Kleingeister, die halt nix verstehen, also auch nicht die politischen Maßnahmen zur Unterstützung der Wirtschaft, der alle brav dienen sollten, während wir alle immer ärmer werden – natürlich bis auf die Reichen, die ihren Reichtum in den letzten „Krisenjahren" exorbitant ausbauten.

Wir einfachen Leute sollen alles schlucken, was von den Reichen und Mächtigen und Sagern vorgesetzt wird. Dort, wo sowas wie Mitbestimmung herrschte, wird diese langsam zurückgefahren – selbst beim Eurovisionssongcontest soll schon im Halbfinale die Expertenjury nun die halbe Punktezahl vergeben, damit nicht „aus Versehen" die falschen (vom Volk gewählten) Sänger weiterkommen. Beim letzten Songcontest wäre die israelische Teilnehmerin Siegerin geworden – erst die Fachjury entschied den Punktestand zugunsten eines quietschenden Countertenors, der schräge Musik darbot, was den Musikliebhabern eben nicht sehr gefiel, die modernen Juroren aber zu Begeisterungsstürmen hinriss. Schon beim Songcontest zuvor, den aus – sagen wir Inklusionsgründen – eine nonbinäre Person gewann, wurde die Zuhörermeinung überstimmt. Wo bleibt die Kunst? Warum wird die abgewürgt zugunsten von Ideologien? Wir einfachen Leut haben keine Ahnung, wird suggeriert, zum Glück erklärt eine kleine Elite aus Wirtschaft, Wissenschaft, Politik und Kunst uns die Welt.

Wer meint, das werde sich schon alles ändern, wenn die FPÖ regiere, die ja den Eliten permanent den Kampf ansagt, sei auf die offizielle Berichterstattung des Kulturamts des Landes Steiermark verwiesen, das ja bekanntlich FP geführt ist, in der die KHSt 2024 in den Himmel gelobt und ein Link zur wissenschaftlichen Fundierung verschickt wird. Dem kleinen Mann streicht man nur als Opposition Honig ums Maul – die FPÖ selbst ist eine höchst elitäre Partei, und sie wird sich einen Teufel um die Kleinen scheren, wenn sie an der

Macht ist, aber der Wirtschaft unverschämt andienen.

Die beauftragte Studie kostete übrigens 85.000 € (Quelle Alpenpost), womit dutzende kleine, lokale Kulturvereine ein (bescheidenes) Auslangen gefunden hätten, nun aber zusperren müssen.

1) Saehrendt, Christian, Kittl, Steen T. : „Das kann ich auch. Gebrauchsanweisung für Moderne Kunst." DuMont Buchverlag, Köln 2007.
2) Manfred Stangl: „Ästhetik der Ganzheit", sonne und mond, Wien, 2020

Kadir in Kas

Sonja Henisch

Es war in den 70ern, als mir und meinem Mann Studenten in Ankara einen Geheimtipp gaben: Kas ein damals noch unentdeckter Fischerort in der Nähe von Antalya. Moschee, Steinhäuser, romantische Gassen und uralte, steinerne Sarkophage aus alten Kulturen fanden wir, nur keinen Badestrand.

Endlich konnten wir in Erfahrung bringen, dass man einen Fischer anheuern muss, der einen zu einer dem Ort gegenüberliegenden Halbinsel bringt, wo man ungestört das Meer genießen kann. Natur pur. So kamen wir an Kadir. Er hatte ein Fischerboot mit Außenbordmotor und brachte uns an die gegenüber liegende Seite. Viel später entdeckten wir noch einen anderen Strand.

Es war herrlich zu schwimmen, zu dösen, Luft und Wellen zu genießen. Am späten Nachmittag kam er mit seiner Frau, die sich auf einen Felsen setzte, sich mit dem weißen Kopftuch das Gesicht verschleierte und uns beobachtete. Viel später kamen auch die Kinder Perihan und Ramasan öfters mit und spielten und plantschten mit mir mit Begeisterung. Fatima, Kadirs Gattin ließ nach und nach auch ihr Gesicht sehen, wenngleich sie nicht badete, wie es später andere Frauen, zwar in ihrem Kleid, aber immerhin doch, taten. Stolz war Kadir, als Fatima bei einer staatlichen Förderung das Lesen und Schreiben erlernte, was er augenscheinlich nie schaffte, weil er mir später auf Briefe nicht antwortete.

Wenn wir am Nachmittag mit dem Boot zurück in den Ort tuckerten, legte Kadir seine Netze aus. Am Morgen holte er sie ein und brachte seinen Fang gleich frisch auf den Markt und kaufte dann für seine Familie Gemüse und Obst ein.

Einmal lud uns Kadir zu seiner Familie in den Bergen nach Elmali ein. Wir saßen auf einem Teppich am Boden, die Schüssel mit Köstlichkeiten wurde herumgereicht. Dabei wurde gelacht und geplaudert und es war, als gehörten wir tatsächlich zu dieser Familie. Später besuchten wir den Hauptplatz mit dem Kamelmarkt.

Kadir war derjenige, der mir die ersten türkischen Vokabeln beibrachte: Arkadas, das ist Freund, Sac, Dish, Kulak, Burun, Göz und einiges mehr. Auch Ekmek, Peynir, Vishne und Sharab, also Brot, Käse, Kirschensaft und Wein lehrte er mich. Wir wurden auch in sein Haus eingeladen, wo es für die Kleidung nur eine Truhe gab und als Betten fungierten Matratzen, die abends ausgerollt wurden. Gekocht wurde im Vorraum, hockend am Boden.

Wir besuchten mehrmals diese Fischerfamilie.

Das letzte Mal war ich 2015 dort. Berhan, die Schwester meines Türkischlehrers, die auch Deutsch kann, half bei der Übersetzung. Kadir erzählte, wie er zu seiner Frau Fatima kam.

Seine Eltern waren arm und lebten im Haus, das Fatimas Familie gehörte. Schon als Kinder mochten sie einander. Einige Jahre später kam Kadirs Vater zu etwas Geld und sie kauften sich ein Häuschen mit Grundstück im Landesinneren, nahe an einem See. Vermutlich gab das den Impuls, sich auch mit der Fischerei zu beschäftigen und damit den Lebensunterhalt zu unterstützen.

Irgendwann, Kadir war bereits ein junger Mann geworden, erfuhr er, dass die Eltern von Fatima sie verheiraten wollten. Also schickte Kadir zuerst jemanden, der die Familie informieren sollte. Dann machte er sich auf den Weg. Er wurde freundlich empfangen, es wurde gemeinsam gegessen und Tee getrunken, geplaudert, sich an manches erinnert. Seine Blicke irrten immer wieder zu dem jungen Mädchen, das kurz seine Blicke erwiderte, dann aber züchtig zu Boden schaute. Ein Onkel griff zur Sass, es wurde dazu gesungen. Draußen dunkelte es bereits. Als es Zeit für den Heimweg war, meinte Kadir, es wäre zu spät und zu unsicher, um in der Dunkelheit in sein Bergdorf zurückzukehren. Das war glaubhaft.

Also rollte man Matratzen aus, verteilte Decken und Kissen und richtete sich zur Nachtruhe. Das tat auch Kadir. Allerdings lag jener musikalische Onkel zwischen Fatima und ihm, sozusagen, um Ehre und Anstand zu wahren. Unruhig wälzte Kadir sich auf seinem Futon hin und her, dachte an die schöne und liebenswerte Fatima, mit der er eigentlich kein Wort gewechselt hatte und von der er doch annahm, dass sie ihn noch immer gern hatte. Da er nicht schlafen konnte, zog er sein Zigarettenpaket aus der Hemdtasche, nahm sich eine Zigarette heraus, zündete sie an und begann zu rauchen. Während er sinnierte, begann der Onkel lauter und lauter zu schnarchen. Das brachte Kadir auf die Idee, dem Onkel den Rauch ins Gesicht zu blasen. Doch es behagte dem Onkel gar nicht. Er begann sich herumzuwälzen und, obwohl im Schlaf oder im Halbschlaf, dem Rauch auszuweichen. Ja, er rutschte von seiner Matratze. Diese Gelegenheit nahm Kadir wahr, um mit dem Onkel den Platz zu tauschen und um neben Fatima zu liegen. Am Morgen waren alle überrascht, hatten vielleicht spezielle Gedanken dazu, jedenfalls war es nicht üblich und gehörte sich nicht, dass ein fremder Mann neben ei-

nem Mädchen während der Nacht zu liegen kam. Die einfachste Lösung war es daher, Kadir als künftigen Schwiegersohn zu akzeptieren. Fatima hatte eindeutig nichts dagegen.

Kadir blickte noch immer schelmisch drein, als er diese Geschichte erzählte.

Das kleine Fischerhaus von einst gab es längst nicht mehr, Kadir hatte sich ein mehrstöckiges Haus am Kai zugelegt und Ramasan, der Sohn, hatte ein großes Touristenboot im Hafen, mit dem er Touristenrundfahrten machte. Aber so viel ich verstand, war Fatima wirklich Kadirs Liebe für das ganze Leben, auch wenn er bei diesem letzten Treffen schon über achtzig Jahre alt war.



Reise in die Vergangenheit, Bild von Ingonda Lehner

Die Reise in das Innere eines Menschen

Claudia Behrens

Auweh, diese ersten Eindrücke! Neinneinnein, befahl sich Laurentia: „Von solchen vorgeblichen Pseudo-Weisheiten lasse dich nicht leiten.“ Und schon war sie drin, mitten im Reisefieber. Hopp, in den Zug. Aber Ekel, der sie noch nach drei Jahren, im Angesicht eines bestimmten Menschen befiel, blieb, trotz so manch erstaunlich guter, konstruktiver Erfahrung in der gemeinsamen Arbeit.

Verehrte Leserin, stellen Sie sich vor, Sie sind eine junge Tänzerin, jemand sieht Sie quasi unbefangen auf einer Laienbühne und engagiert Sie. Vom Fleck weg für ein großes und berühmtes Ensemble.

Laurentia verhielt sich so neutral wie möglich, vermeidend, dass ihre Entdeckerin, Martha, spüren könnte, was Laurentias Innerstes erfüllt: Grauen. Sozusagen ständige Gewitter hinter dem Berg, wegloser Weg, Nebel streifen um Beine, Körper und Hirn der Tänzerin. Sie will nur das Gute in ihrer Mentorin Martha sehen, aber Laurentias Sonnengeflecht zieht sich zusammen, sie unterdrückt geflissentlich diese Wahrnehmung des Ziehens und der Säure. Seele wird fallweise zum eingerollten Igel. Laurentias Augenlider brennen, sie kann monatelang über die Bühnenstücke nicht mehr hinaus denken und fühlen, obwohl nicht so dichte Auftritte. Tanzen ist und bleibt ihr Leben, ihre Profession. Jetzt: über-angespannt. Mitten auf der Reise, im Dunkel. Nur schwer verstehbare Warnungen rauschen an ihr Ohr.

Sie meint Marthas Machtmissbrauch in vergangenen Leben klar zu erkennen. An Marthas Geruch, den Zähnen fast eines Krokodils, den Flecken und Krümeln ihrer Haut an entscheidenden Stellen in Gesicht und Lippen, dringt dies der Laurentia unleugbar entgegen, sie kommt den Wahrnehmungen nicht aus! Marthas aggressiver Triumph, in vergangenen abgelebten Leben, andere abhängig von seiner/ihrer sexuellen Lust, sozialen Macht und intellektuellem Einfluss zu halten. Für Laurentia ganzheitliche Strömungen, über Monate und Jahre hinweg. Körperlich. Aktuelle Konflikte im Ensemble werden vermieden, inhaltliche Anfragen zu Aufbau und Gestaltung gehen ins Leere oder enden in unumkehrbaren Streitereien, nicht mit ihr, aber sie wird Zeugin. Gesicht und Geruch Marthas, dieser sie freundlich fördernden Person, werden zum Albtraum. Andererseits bewundert die junge Tänzerin, wie intensiv Martha die Schwere und Schuld ihrer abgelebten Leben in aufrichtiges, wertvolles Tun für andere wandelt: Martha gibt gratis Tanz- und Bewegungsworkshops für haftentlassene Jugendliche, was eigentlich ein Himmelfahrtskommando wäre, aber zu Martha kommen sie regelmäßig und sogar gerne.

Laurentias Reise ist zwar spannend und kreativ, aber keine Vergnügungsreise.

In einem günstigen Moment, als der Zug nach einer Station langsam anfährt, springt sie hinaus, aus dem noch nicht digitalisierten Waggon. Rennt weg, winkt noch nach, denkt, sie wird lange brauchen zur Erholung. Übernachtet in einer gemütlich duftenden Frühstückspension in der Kleinstadt. Aber schon mittags hat sich Laurentia vollständig von dieser Reise-Erfahrung erholt, beim Wandern über Land in die heimatliche Großstadt hinein erkennt sie sich leichter, verjüngt und gereifter zugleich.

Claudia Behrens, Geboren im „Goldenen Kreuz“, neun Tage nach dem Staatsvertrag. Traumatisierte, aber leider faschistische bzw. schwer nazistische Künstler- & Lehrereltern. Auf- und Durcharbeitung lebensbegleitend. Schreibe und male seit Kindheit u Jugend. Vier erw. Kinder, viele wundervolle Enkelkinder, Dipl. Lebens- und Sozialberaterin. Lyrik, Prosa, Drehbuch. Ich liebe griechischen und hawaiianischen Tanz, Tanztheater, Agni Hodra, Literatur und redliche Aufklärung - ausdrücklich NICHT Sensationshascherei und merkantile Fake-Aufklärung.. Mensch und Kosmos. A-dieu!

AEROFLOT

Elisabeth M. Jursa

Es ist lange her, genau genommen geschah es in den 1980er Jahren, als ich erstmals nach Dubai flog. Charterflüge in den Nahen Osten gab es damals nicht und der Linienflug per Lufthansa war für mich unerschwinglich. Da wies mich die nette Dame vom Reisebüro auf eine wesentlich günstigere Möglichkeit hin: Aeroflot-Flug mit Zwischenstopp in Moskau. Das sollte mir recht sein. Ich buchte.

Erst beim Erhalt des Tickets erwies sich die Tatsache, dass es nach Ankunft des Flugzeugs in Moskau am selben Tag keinen Weiterflug nach Dubai geben würde. Mir wurde versichert, dass in solchen Fällen die Hotelübernachtung von der Airline organisiert und übernommen wird. Ich solle mir keine Sorgen machen.

Der Flugtermin rückte näher und am festgelegten Tag stieg ich in Wien erwartungsfroh in die Maschine. Sie hob pünktlich ab, allerdings mit lautstarkem Getöse, das den ganzen Flug über andauerte, was mich ums Lesen brachte. Die Inneneinrichtung klaffte eine Handbreit von der Wand und schepperte. Ich dachte an den guten Ruf russischer Produkte wie Kalaschnikows, von denen ich gehört hatte, man könne sie auch in verrostetem Zustand bestens verwenden. Warum also sollte mich dieses Flugzeug nicht sicher ans Ziel bringen? Zu essen gab es Brathuhn, Blaukraut und orangen Kaviar, was ich sorgenfrei genoss.

Da wir in Moskau den Transitbereich verlassen mussten, um zum Hotel zu kommen, gab es strenge Kontrollen. Noch dazu war das zur Zeit des Kalten Krieges, weshalb sie überaus rigoros waren. Wir wurden angehalten, sofort nach der Kontrolle zum Gate Sowieso zu kommen, wo der Hotelbus auf uns warte. Nichts ahnend stellte ich mich an. Es gab zwei Kontrolleure. Meiner wies mich an, die Tasche zu öffnen und alles auszupacken. Aus mir noch heute unerfindlichen Gründen hatte ich im Handgepäck eine größere Anzahl von Lockenwicklern. Die schienen dem Herrn zu gefallen. Mit ernster Miene nahm er einen zwischen Daumen und Zeigefinger, führte ihn ans linke Auge, um hindurchzusehen. Das rechte kniff er zu. Während er dasselbe mit dem zweiten Lockenwickler machte, wurde ich über Lautsprecher aufgefordert, mich unverzüglich zu Gate Sowieso zu begeben. Ich sagte dem Beamten, dass der Aufruf mir gelte, was er ignorierte und seine wichtige Tätigkeit, nämlich meine Lockenwickler auf Wanzen oder anderes Spionagematerial zu untersuchen, fortsetzte. Außer mir und den beiden Kontrolleuren war niemand mehr zu sehen. Der Mann schaute tatsächlich durch jedes einzelne meiner Röhrchen. Mit Seelenruhe und steinernem Gesicht, während ich – wohl auch er – den dritten und „letzten“ Aufruf meine Person betreffend gehört hatte. Ich muss wohl schon einem Häufchen Elend geglichen haben, als er mir bedeutete, es sei in Ordnung, ich könne weitergehen. Rasch warf ich alles in meine Tasche und rannte zum entsprechenden Ausgang. Dort bot sich mir die nächste unerwartete Situation, die mir kalte Schauer über den Rücken laufen ließ: Der Bus stand etwa 20 Meter vom Tor entfernt und auf dem kurzen Weg dorthin standen ebenso viele Soldaten mit entsicherten Kalaschnikows im Anschlag. Durch dieses Spalier hatte ich ganz allein durchzugehen, um zum Bus zu gelangen. Finstere Mienen, keiner sprach oder rührte sich. Die Tür wurde hinter mir geschlossen und der Bus fuhr los.

Vor dem Flughafen lag ein riesiges, kahles Feld, an dessen Ende ein lichter Birkenwald zu sehen war. Abgesehen von der Frage, wer hier ungefragt einreisen wolle, hätte der- oder diejenige nicht die geringste Chance, sich irgendwo zu verstecken.

Als ich mich beruhigt und gedacht hatte, das Ärgste überstanden zu haben, kamen wir beim Hotel an. Dort wurden wir in einen größeren Raum gewiesen, in dem es bei meinem Eintreffen schon vor Menschen wimmelte. Da hörte ich die Durchsage: Jeder suche sich einen Zweiten, es gibt Doppelzimmer! Ich schaute mich um und sah nur indische Männer. Was also tun? Ich drückte mich in eine Ecke und hoffte auf eine ungerade Anzahl von Passagieren. Als sich die Reihen lichteten, sah ich in der gegenüberliegenden Raumecke eine Frau, die vermutlich gleich wie ich gedacht hatte. Wir bekamen ein gemeinsames Zimmer. Zu essen gab es Brathuhn, Blaukraut und orangen Kaviar. Meine Zimmergefährtin, die sich als Finnin zu erkennen gab, und ich hatten keine gemeinsame Sprache. Mit Fotos und durch Gesten konnten wir uns über das Woher und Wohin verständigen. Bald hatte sie die Idee, in die Bar zu gehen und einen Cognac oder Wodka zu trinken. Begeistert stimmte ich zu, konnte es nach diesem Tag wirklich vertragen.

Die Bar war mäßig besucht. Der Barkeeper nahm nicht Notiz von uns, obwohl ich bereits mehrmals auf Englisch bestellt hatte. Da wurde ich wütend und begann laut und auf Deutsch zu schimpfen. Sogleich wandte sich der Mann hinter dem Tresen freundlichst an mich: Bitte? Sie wünschen? – Ach ja, verstand ich endlich: Der Kalte Krieg ...

Um die Geschichte nicht weiter in die Länge zu ziehen: Auf dem Weiterflug gab es Brathuhn, Blaukraut und orangen Kaviar. Seither nenne ich diese Fluglinie nicht Aeroflot, sondern „Chicken Airline“.

Elisabeth M. Jursa
Poetin – Fotografin – Wortkünstlerin
lebt in Graz
mehrere Lyrik- und Kurzprosabände, zahlreiche Beiträge in Zeitschriften und Anthologien
Literaturpreise für Lyrik und Prosa im In- und Ausland

Ich und Wir: Ein Zuhause in allen Farben

Ich bin das Lachen in der Ferne,
der Geruch von frischem Brot,
das Klingeln der Fahrräder auf den Straßen,
und das Plätschern des Wassers,
das mich umarmt und mir sagt:
„Du bist hier willkommen."

Hier sind wir,
Schwarz und Weiß, bunt und grau,
jeder Pinselstrich ein Teil des Ganzen,
und ich lerne,
in den Schatten der Unterschiede,
was es heißt, ein Zuhause zu teilen.

So gehe ich weiter,
schauend nach Neuem,
nach Wundern in den kleinen Dingen,
den Fußabdrücken im Sand,
den Schatten, die uns führen,
mit einem Herzen, das schlägt,
für „Ich" und „Wir",
für den Ort, den wir Zuhause nennen.

Susanne Ulrike Maria Albrecht

Susanne Ulrike Maria Albrecht
hat bereits zahlreiche Werke veröffentlicht und wurde mehrfach ausgezeichnet, jüngst mit einem dritten Platz beim vierten Mädchenchorfestival zum Weltfrauentag 2023 der Chorakademie Konzerthaus Dortmund e.V.

Bahnhof der Träume

Ein Traum entflieht
einem Zug
auf dem Bahnhof
denn der Traum ist in die Ruhe
der Musenstunde verliebt
die Musen harren auf
dem Bahnhof auf einen
Geisterzug
Der Traum steigt mit den Musen
in diesen Zug ein
den Zug des Daseins

Auf dem Bahnhof der Träume
Der Bahnhof ist schön
sowie ein Spiegel
all die Träume sitzen dort
sie spiegeln die antische
Wertewelt wider
der rote Zug ist wie
das Feuer von Herkules
denn er gibt die grenzenlose
Wärme den Träumen
die Wärme aus dem
weiten Feenland

Paweł Markiewicz

Paweł Markiewicz
(geb.1983) ist Jurist, Germanist und Dichter aus Polen, der insbesondere kurze Traumlyrik mag. Er ließ seine Gedichte auf Deutsch und Englisch in vielen Ländern in Anthologien sowie im Internet veröffentlichen. Pawełs Gedichte wurden in dem Hamburger Radio Tide gelesen, ebenfalls wurde ein Gedicht in Berlin verteilt.

Delphi im Parnassgebirge

Der Blick öffnet sich ins Tal.
Vergangen ist die Zeit.
Der Berg ladet ein zu sehen.

Steine liegen lose.
Einen Tempel kann man hier erahnen.
Sie erzählen von längst vergangener Zeit.

Die Strahlen der Sonne brennen
erbarmungslos herab.
Jeder Schatten wird Zuflucht an diesem Ort.
Erklommen die Stufen zu sehen die Arena.

Der höchste Punkt in diesem Feld,
aus längst verhallter Zeit.
Gereinigt und erfrischt in der Quelle
zu siegen in dem Kreis.

Es öffnet sich ein Blick auf dieses Heiligtum.
Im Wasser badend und gereinigt für all sein Tun.
Sieben Quellen geben dieses Wasser preis.

Die Göttin wacht über das Gebiet
und Telos steht ihr bei.
Scheinbar versiegt sind sie und nur ein leises
Plätschern lässt erahnen was hier war.
Die heiligen Quellen aus längst verwehter Zeit.

Pilger, der du suchend
im Schweiße deines Angesichts,
erklommen diesen Platz.
Viel Mühsal auf sich genommen,
zu sehen, was hier ist,
zu fragen, was das Orakel dir gibt preis.

O Pilger, der du suchest diesen Ort.
Kehrst du doch immer wieder zurück.
Delphi, ein Ort wo alles sich vereint.

Vero Thum

Bergwandern

So gern dass mei‘ Dirndl lang schlaft in da Fruah
Wenn am Samstag der Berg ruaft, ist’s aus mit der Ruah!
Da wird schon am Freitag der Rucksack einpackt
Für drei-, viermal Umziehn ist vorsichtig g’sagt
Zwei Liter Trankl, und zwei, drei Paar Schuah
Und wenn ich sag‘, jetzt geht nix mehr, ist’s lang no net g’nua
D‘ Apothek‘n und d‘ Karten, ohne die geht sie net
Und wo jetzt zum Teifel das Schnapsflascherl steht
Für ein Stamperl am Gipfel, das ist heiliger Brauch
Weil das hebt so das Herzerl und wärmt schön den Bauch
In Gott’s Nam‘ das auch noch, und um elfe ins Bett
Weil um sechse ist ‘d Nacht gar, so lang ist des net

Das Aufsteh‘n ist grausam, aber das wisst’s ja eh
Und wer d‘ Haxen z’erst draußt hat, der macht den Kaffee
gibt en Katern was z’fressen, er spitzt schon die Uhr’n
Und während’n Fruahstuck kommt man langsam auf Touren
„Soll d‘ Mitzi mit uns fahr‘n? Das ist schwer zum sag’n
Oder steig’n wir beim Franz ein, der hat mehr Platz im Wag’n“
Mein Schatzerl richt‘ d‘ Jausn, sehr g’sund, wia ma waß
Mit allerhand Grünzeug, ich bin doch ka Gaß!
A Brot und an Speck, mehr braucht’s ma net geb’n
So sind’s halt, die Weiberln, ich werd’s überleb’n.

Weil der Himmel so grau ist, noch ein wärmeres G’wand
Der Rucksack ist schon wie a Blunzenhaut g’spannt
Und z’letzt noch die giftgelbe Reg’njacken drauf
Ich hab meine Zweifel, ob ich des derschnauf
Sie hupft wie a Gamserl und plaudert noch süaß
Und ich keuch‘ unter‘m Rucksack mit Blasen auf’d Füaß
Ich muaß Kavalier spiel‘n, ihr kennt’s ja des Liad
Und hab eh nix davon, weil auf’d Nacht samm ma müad

Aber jetzt eine in‘d Schuach und ausse im Lauf
Weil der Franz hupt scho draußt, der weckt d‘ Nachbarn sunst auf
Kaum samm ma am Treffpunkt, gibt’s kein Überleg’n
Und wir sag’n alles ab, weil jetzt kummt er, der Reg’n
Mei Schatzerl und ich fahr’n in d‘ Therme nach Laa
Und lassen’s uns guat gehen, wir sind eh fast allan
Wenn wer fragt, wie war’s Wandern, der hört mich dann sag’n
„Geh‘, das bissl Spazier’ngeh‘n war leicht zum d‘ertrag’n“

Robert Müller

Frage an ChatGPT

Wieviel an natürlichen Ressourcen
verbrauche ich
wenn ich auf dem Flug
zur Konferenz über Nachhaltigkeit
den Podcast
über Ressourcenverbrauch
beim Streamen
streame? Und:
Wieviel an natürlichen Ressourcen
kostet diese
Frage an ChatGPT
?

dan*ela beuren

dan*ela beuren, geboren in Wien, Autorin von Lyrik und Kurzprosa, sprachkreativen Rätseln und Übersetzungen. Veröffentlichungen, Lesungen und literarische Performances, solo und als Teil der grauenfruppe.
daniela.beuren@sprach-raum.at
www.sprach-raum.at | www.

Philipp von Bose,
geboren am 30.03.1999 in München und wohnhaft in Zorneding.
Dort lebt er und widmet sich der Sprache und ihren Feinheiten. Ganz besonders interessieren ihn dabei philosophische Konzepte und psychologische Archetypen.
Herr von Bose tat weiterhin auch einige andere Veröffentlichungen („Obskura“, „Edition Federleicht Schreibtisch“, „FreiVers“ und andere digitale Plattformen)
Aktuell arbeitet er als Kinderpfleger, doch verfolgt die schriftstellerische Unabhängigkeit.

Am Meer

Vom Ausdruck des Eindrucks

seine zehen spielen eindrücke
in den fein gesiebten strand, dann ein
ausholen der ferse, die ganz
anker wird im warmen schleichen wind-
bewegter körner, die nichts lieber sind
als eine kleine geschichte am meeresrand.

Vom Eindruck des Ausdrucks

die windbewegten körner schwimmen, die flut kam schnell und nahm sie auf ins letzte sammelbecken, wo gleiches weich auf gleiches trifft, die zerronnen burgen träumen, der sandkuchen aus der form gerät, während die kinder schlafen beim nächtlichen abschied mit fingern voll sand, und die flut die zehen des mannes umspielt, der einst klein und träumerisch war, aber nun die eindrücke ziehen lässt als letzten ausdruck seiner liebe.

Der Wanderer

Christian Knieps

Der Wanderer hatte sein Ziel fest im Blick und schien dennoch weit davon entfernt zu sein. Den Gipfel hinan richtete er seine Augen und wusste, dass er die alte Burg von dieser Stelle des Berges aus sehen würde. Als er endlich schnaufend und mit verausgabten Kräften sein anvisiertes Ziel erreichte, ließ er sich auf einen Steinblock nieder und blinzelte gen Sonne, die hinter der Burgspitze stand und das vor ihm ausgebreitete Tal hell erstrahlen ließ. Durch die Wolken gleißte das Licht in verschiedenen Sphären und malte sonderliche Konturen auf den Boden und die Wälder, mal schattig, mal sonnig, aber immer mit einer raumgreifenden Helligkeit.

Langsam packte der Wanderer eine Wegration aus seinem Rucksack, trank etwas und begann, die mitgebrachte Wurst zu zerkleinern, als er unvermittelt den Kopf hob und etwas zu sehen bekam, von dem er bis ins Mark erschrocken zurückblieb. Aus der Sonne hatte sich ein gleißendes Etwas gelöst und auf den Weg zur Burg gemacht. Wie eine sanfte Feder sank dieses Etwas Richtung Burg nieder, leicht schwankend, sodass der Blick des Wanderers wie gebannt war.

Wie viele Minuten vergingen, konnte der Zuschauende nicht sagen; nach einer geraumen Weile stand dieses Etwas als leuchtender Punkt über der Burg und schien zu warten. Worauf, das wusste der Wanderer nicht, aber als die Sonne hinter der Wolke hervorkam und das Tal vollends bestrahlte, verband sich dieses Etwas mit der Sonne und gab die Strahlkraft weiter an die Burg, sodass diese hell erleuchtet wurde.

Der Wanderer war fasziniert von dem Schauspiel, das nach einer schieren Unendlichkeit zu Ende ging. Die Wurst hatte er immer noch in seiner Hand und ließ sie auf dem Platz liegen, packte seinen Rucksack und machte sich auf den Weg ins Tal. Dort angekommen hörte er von einer alten Frau, die sich mit einer anderen unterhielt, wie die Prinzessin, die in der Burg lebte, vor wenigen Stunden ein gesundes Kind geboren hatte. Plötzlich war dem Wanderer bewusst, dass er etwas erlebt hatte, das nicht für seine Augen bestimmt gewesen war, das aber ab nun ein Teil seiner eigenen Legende sein würde.

Christian Knieps, geb. 1980, lebt und arbeitet in Bonn, schreibt Romane, Theaterstücke, Novellen und Kurzgeschichten. Zuletzt: Chaos:Vater. Mehr Infos zu den Veröffentlichungen auf christianknieps.net.

Die Sehn-Sucht

Voller Sehnsucht schau ich recht oft
zum Fenster hinaus.
Ich will fort, nix als fort;
ich halt's zuhaus nimmer aus.
Es ist schön da, doch wer mich wirklich kennt,
der versteht:
Glücklich werd' ich da sicherlich net.

Bin ich fort, denk ich voller Sehnsucht
ständig an z'Haus.
Ich will heim, nix als heim;
ich halt die Fremde net aus.
Es ist schön da, doch wer mich wirklich kennt,
der versteht:
Glücklich werd' ich da sicherlich net.

Diese ständige Sehnsucht ist für mich
fast ein Graus.
Hin und her, her und hin;
ich hålt's in mir nimmer aus.
Ich hab mehr als ich brauch,
doch wer mich kennt, der versteht:
Glücklich werd' ich mein Leben lang net.

Gerhard Blaboll

Gerhard Blaboll
Gerhard Blaboll ist Schriftsteller, Wirtschaftsjurist, Historiker und ehemaliger Manager – ein Grenzgänger zwischen Analyse und Poesie. Er schreibt kabarettistische Texte für zahlreiche bekannte Schauspieler und Kabarettisten sowie über 400 Liedtexte für rund 45 Musiker. Seine literarischen Arbeiten beruhen auf intensiver historischer Recherche und dem Freilegen vergessener, realer Geschichten. Seit 2024 lehrt er als Gastprofessor an der Universität Belgrad zu Demokratie und Friedenspolitik und publiziert dazu regelmäßig Essays. Zu seinen Werken zählen der Roman „69 Stunden ins Paradies", mehrere Erzählbände zu verschiedenen Weltregionen sowie das für 2026 angekündigte Ostafrika-Buch „Aus der roten Erde". Prof. Gerhard Blaboll
gerhard.blaboll@aon.at / blaboll.at

These boots are made for walking, Bild v. Ingonda Lehner



Das Herz ist wo die Heimat ist // Wie der Wind heult

Mae S. Ladle

Ich grabe meine Füße in den staubigen Sand und schluchze, und der Wind heult mit mir. Meine Brust ist so leer, eine Vakuumkammer, die droht, in sich zusammenzufallen; jede Faser meines Körpers mit sich reißend, mich auszulöschen, mich, mich, wer auch immer das ist. Der Wind findet seinen Weg durch das Gewebe meiner Strickjacke und lässt meine Tränen über meine Wangen strömen. Und er fragt mich:

Was ist so verkehrt, dass Du hier weinst, mit Sand zwischen deinen Zehen und Salz wie Blut auf deinen Lippen?

Lieber Wind, man sagt, die Heimat ist dort, wo das Herz ist, und so habe ich nach

meiner Heimat gesucht. Mein Leben begann im St. Thomas Hospital, Lambeth, London, ein Winzling von einem Mädchen, das immer schrie, als wollte sie mehr, als ihr Körper ertragen konnte. Aber ich bin kein londoner Mädchen, war nie alt genug, um durch die Straßen zu streifen, wurde immer sicher vom Schoß einer Familie zur nächsten gefahren. Wir zogen nach Zürich in der Schweiz, als ich gerade anfing, Buchstaben zu lernen und so begann ich, auch Französisch zu lernen. Das seltsame londoner, nein, italienische, nein sardinische Mädchen. Das gestikulieren musste, um seine stolpernde Sprache zu unterstützen. Ich lernte zu sprechen, aber ich lernte nie zu sprechen. Es ist ein Unterschied zwischen Sprache verstehen und Sprache verstehen. Und Letzteres blieb mir verschlossen. Ungegenständlich, wie du für mich bist. Es findet sich nicht in Büchern und Lehrer wissen nicht, wie sie es lehren sollen. Und so kann ich zu dem Verstand der Menschen reden, aber nicht zu ihren Herzen.

Bevor ich selbständig werden konnte, zogen wir erneut um, diesmal nach Dublin, Irland. Ich wurde an einer grauen Stelle inmitten eines smaragdgrünen Flickenteppichs ausgesetzt, musste lernen, dass mein Akzent seinesgleichen sucht. Dort erkannte ich, dass ich kein Herz habe. Wo andere es nachts sanft und stetig gegen ihre Rippen schlagen hören, hörte ich nur das Quietschen der Reifen auf dem nassen Asphalt drei Stockwerke unter mir, das Röhren des Verkehrs, wie ein gedämpfter Fluss in der Nacht. Wo immer wir hingingen, ich war wie ein krankes Chamäleon, mit Schuppen, die sich nicht verschieben ließen. Nirgendwo war ich zu Hause. Lieber Wind, wenn ich nicht zu Hause war, bedeutet das dann nicht, dass mein Herz nicht bei mir war?

Meine Eltern stammen beide aus Sardinien, sind dort geboren und aufgewachsen und folgten dem Traum von London, bevor meine Schwester und ich geboren wurden. Während meines Lebens kam ich immer wieder zu Besuch, sog den Wind, das Meer und die Sonne in mich auf, wie ein hoffnungslos verschrumpelter Schwamm. Meine Nonna wohnte in einer Zweizimmerwohnung am Rand von Lu Bagnu, nur einen Katzensprung vom Strand entfernt. Es machte ihr nichts aus, dass wir ihr kleines Haus überfüllten. Sie nannte uns ihre kleinen Tomaten – sogar ihren Schwiegersohn – und wenn meine Schwester und ich zu übermütig wurden, nahm sie einen Besen und tat so, als würde sie uns wie liebevolle Streuner aus dem Haus scheuchen, damit wir uns zwischen Sonne und Heidekraut austoben konnten.

Zu diesem kleinen Haus bin ich jetzt zurückgekehrt. Es liegt direkt hinter diesem Hügel, du kannst es sehen, wenn du etwas weiter wehst. Nonna ist vor drei Jahren von uns gegangen, und ich habe mich freiwillig dazu bereit erklärt, es zu renovieren. Das war der Vorwand. In Wirklichkeit habe ich immer an Nonnas kleines Haus gedacht, wenn die Wunde in meiner Brust schmerzte, an die Wärme des Herdes, den süßlich dicken Duft ihrer Spezialität, Culurgiones aus frischem Schafskäse, die für das Mittagessen vor sich hin köchelten. Ich dachte an die Sonne, wie sie im Sommer unbarmherzig von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang vom Himmel brennt. Und an den Wind, der dunkelblaue, alternde Wolken über den Himmel bläst. Ich dachte an mein Herz, erfüllt von sardinischer Lebenslust, und dass es dort, am Strand versteckt sein muss, in einem Felsenbecken aus seinem eigenen Blut. Ich träumte davon, wie ich andere Sarden auf der Straße treffen würde, und so wie ich ihnen als Kind zugewunken habe, würde ich jetzt nicken und sprechen und sie würden zurück nicken und antworten und mich verstehen. Ich stellte mir Freunde vor, die meine Hand halten würden, die mich kennen, ohne dass ich mich ihnen zu erkennen geben muss. Nichts müsste erklärt werden, denn ich wusste bereits alles, habe es gelebt und geatmet.

Ich wusste natürlich, dass das nur alberne Phantasien waren. Und als ich älter wurde, und meine Kanten härter, hörte ich auf, sardinische Träume zu träumen. Aber ein kleines Stück des Himmels blieb immer in einer Ecke meiner Seele verborgen. Eine Seite aus einem Reisemagazin gerissen – eine Ecke einer Karte, blau und gelb und tief olivgrün – die ich nicht loslassen konnte. Was ▶

Mae S. Ladle ist eine Autorin und Dichterin die zurzeit in Deutschland lebt. Sie ist die Gewinnerin der Sektion A des Internationalen Literaturpreis „Canne al vento" 2025. Man kann ihre Kurzgeschichten in „After Happy Hour Review" und „The Night Picnic Press" finden.

wenn? Flüsterte sie. Was, wenn es doch die ganze Zeit dort war? Es war besser, es nicht herauszufinden.

Und doch bin ich hier, Wind, so wankelmütig. Ich kam her, weil ich noch immer hoffe, und jetzt bin ich weniger als nichts, denn jetzt ist selbst die Hoffnung dahin. Ich wurde ohne Wurzeln geboren. Ich bin eine Zimmerpflanze, von Garten zu Garten geschleppt, erbärmlich welkend, wohin man mich pflanzte. Kein Klima ist mein Klima. Ich habe es vor langer Zeit akzeptiert und doch bin ich hier, Wind, schneide Nähte auf und stecke meine Finger in alte Wunden. Ich würde mich selbst hassen, aber ich bin zu flatterhaft, um zu hassen.

Ich bin kein Gärtner, sagt der Wind, aber ich weiß ein wenig über das Schaffen und das Zerstören. Ich weiß, dass Wurzeln kultiviert werden können. Und dass Kreislaufsysteme wie Reben um auf Abwege geratene Herzen wachsen.

Du verstehst das nicht, du bist der Wind. Du gehörst so sicher hierher, wie die Sonne in den Himmel und dieses Gras in die Erde.

Mein Name ist Mistral, sagt der Mistral, und ich komme aus dem Süden Frankreichs. Ich bin zwischen Dick und Dünn geboren, und ich jage die Wellen viele Kilometer bis an diesen Strand. Bin ich Franzose? Bin ich Sarde? Gehöre ich zum Himmel oder zum Meer?

Du bist der Wind. Du brauchst keine Heimat. Und sag nicht, das gilt auch für mich. Ich bin anders geschaffen als du. Ich habe Kanten und Enden, die mit anderen Enden verbunden werden wollen. Da ist ein Loch in mir, das ein Herz braucht.

Der Wind streckt sich, drückt dickes, drahtiges Gras an den Boden, zerrt an meinen Haaren, trocknet mein Gesicht.

Wenn du dich in so vielen falschen Gärten wiederfindest, sagt der Wind, dann baue dir deinen eigenen.

Du sagst das, als wäre es einfach.

Wolltest du, dass es einfach ist?

Ich bin nur ein Mädchen. Ich bin ein Nichts.

Jeder Garten beginnt mit einer einzigen Pflanze. Jeder Garten braucht etwas, um das er herumwachsen kann. Warum nicht dich?

Was ist, wenn alles, was ich sein kann, eine unvollkommene Kopie dessen ist, was ich weiß? Ich sehe und ich handle, aber ich schöpfe nie aus meinem Innern, weil dort vielleicht nichts ist? Ich weiß nicht, ob ich es herausfinden will.

Die Dünen unter dir sind ein Ausdruck von mir. Die Wellen, die sich auftürmen, biegen und brechen, sind ein Ausdruck von mir. Die Form dieser Bucht, die Krone der Eiche hinter dir. Selbst deine Frisur. Alles ein Ausdruck von mir. Sind sie deshalb weniger sie selbst, weil sie geformt wurden?

Nein, sage ich.

Bearbeite dein Feld, sagt der Wind, gieße deine verdorrten Wurzeln. Lass etwas Neues wachsen in dem Loch in deiner Brust. Suche nicht nach einem Herzen, das es nie gab.

Der Wind zieht weiter, aber ich bleibe. Ich halte meine Arme, meine Knie. Ich fühle die Form meines Körpers unter meinen Kleidern, sitzt hier so sicher wie der metallische Geruch des Ozons in meiner Nase, gemischt mit der salzigen Gischt des Meeres. Ich schließe meine Augen und spreche ein Gebet zum Mistralwind, und mein Gesicht ist trocken.

georgische bettelpietà

Die Haltung wohlvertraut
doch verstörend
sitzt eine junge Frau
vor einer Hauswand
nicht an sie gelehnt
vor ihr eilen Fußgeher vorbei
Verkehrslärm und Abgase
schwängern die Luft

Auf dem Schoß der Frau
– vielleicht –
die Mutter
ein Kind
kreidebleich
Ausgestreckt liegt es:
ein gebrochener Zweig
hingelegt
um es zum letzten Mal zu umfangen
Die Glieder nicht von wütenden Streichen
zermartert
und doch
verharrt die junge Frau in der Haltung der
Marienklage

Das Kind
reglos
als warte es auf den nahen Zeitpunkt
an dem die Reise in die Überwelt beginnt

Die Frau bettelt nicht
sondern blickt
– vielleicht –
in die Leere
in der das menschliche Zweiglein
demnächst anzukommen scheint

Helmuth A. Niederle

Helmuth A. Niederle, geb. 1949 in Wien, lebt und arbeitet als Autor, Übersetzer und Herausgeber ebenda und in St. Urban. Mehrere Buchveröffentlichungen, zuletzt: Was nun? Liber turpis. Über Götter, Menschen und Mischwesen. Mit Tableaus von Peter Baldinger (2023); Das Lopen=Buch. Wundersame / abenteuerliche / unerhörte und bisher unbeschriebene Taten der Lopen zu Vega. Mit authentischen Darstellungen des Völkchens von Peter Baldinger (2024); Das Bestiarium der Königin von Saba. Mit Collagen von Peter Badinger (2025).

San Giusto

das Mittagslicht fällt auf
die glänzenden Steine die
die Marienkrönung
zeigen und vor dem Nebenaltar
flackern die Kerzen eine
große Anzahl von Kerzen und
oft saß ich schon in einer Bank
hier heroben am Hügel und
ich denke ich werde noch öfter
kommen ich werde schon
aber natürlich gibt es
Adern die nicht so fest sind wie
sie zu sein scheinen und es
gibt Zellen die sich ein bisschen
zu rasch teilen und es gibt
Stufen die noch nass sind und
rutschig weil sie eben erst
gewaschen wurden

Delfino verde

Partenza Triest zehn Uhr zehn
und zwischen den
Spinnenbeinen der Kräne
liegen die Container herum
wie Spielzeug die Container
von weiß Gott woher
und die weißen Dampfwolken
weisen hin auf die
Verarbeitung von Erdöl von
arabian light aus Libyen
zu hochwertigem Treibstoff
eine Sache von enormer
Bedeutung arabian light aus
dem Land in dem der Oberst
mit den seltsamen Ideen regierte
und doch sehen die Anlagen
aus wie abgebrannte gotische
Kathedralen wie Kathedralen von
denen nur das Gerippe der Gewölbe
geblieben ist und doch
schwimmen fünf Enten weit
draußen weit weg vom Ufer
Arriva Muggia zehn Uhr vierzig

Café Tommaseo

erst im Seewind
gesessen den Möwen zugesehen
wie sie Tauben herumscheuchen
und die Fensterreihen des
Kreuzfahrtschiffes
gezählt das an der Mole
ankert
und nach ein paar Schritten über
die Straße hinweg nun
in Bugholzsesseln sitzen
zwar läuft die Kellnerin
dreimal am Tisch vorbei ohne
eine Bestellung aufzunehmen und
dreimal ruft sie Subito über
die Bugholzsesseln und aus dem
Lautsprecher erklingt der
Frühlingsstimmenwalzer von
Johann Strauß vom Sohn
genauer gesagt

Erich Schirhuber, Geboren 1955 in Vöslau, lebt in Maria Enzersdorf und Baden. Studium der Germanistik, Dr.phil. Arbeitete als Journalist, Literaturkritiker und Verlagsangestellter, von 1983 bis 2012 Bibliothekar bei den Büchereien Wien, zuletzt als Lektoratsleiter; seitdem freiberuflich. Veröffentlichungen in Zeitschriften und Anthologien in Österreich, Deutschland, der Schweiz, Belgien, Italien und Ungarn. Zahlreiche Artikel zur aktuellen Literatur, Mitherausgeber einer Stefan-Zweig-Edition. Langjähriges Vorstandsmitglied beim ÖDA und beim Podium, Mitglied beim PEN-Club und dem OESV. Einzelpublikationen: Neun Lyrikbände, eine Kriminalnovelle, ein Kochbuch. Zuletzt

BHĀRAT

Reisender, Wanderer, viele Wege
führen zu Fragen und Antworten.
Du sprichst drawidische Sprachen und Oriya,
Quelle des Indus
liegt vor deinen Augen
im Transhimalaya.
Trimurti begleitet dich nach Raméswaram
auf dem Pfad
zu der Brücke im Ozean.
Im Nebel der Koromandel-Küste
wiegen die Wellen
Glück und Trauer.
Brahma schaut das vom Kardamomberg an,
sein Arm liegt
auf der Schulter von Sarasvati.
Bhārat, Satyameva Jayate.

Lena Engelbrecht

Lena Engelbrecht : Bin geboren an einem verträumten Donnerstagabend, aufgewachsen am Meer. Diplomierte Bühnenbildnerin, schreibe seit 2022 - für mich selbst überraschend - Gedichte. Veröffentliche im Internet seit 2024 bei einigen Lyrikforen und dem Kunst-Kultur-Literatur Magazin.

Die Wanderung nach Kloster Andechs

Mei Shi

Es gibt viele Wege nach Kloster Andechs. Mein Lieblingsweg ist der schöne Hörndlweg in Herrsching, der an unserer Wohnung vorbeiführt.

Über die Schönbichlstraße steige ich die Stufen hoch auf die Leitenhöhe und kann von dort den Ammersee und unsere Terrasse sehen. Auch wenn ich mehrmals die Woche den Weg gehe, bleibe ich oft an der Stelle kurz stehen, bevor ich weitergehe.

Nachdem ich das letzte Haus an der rechten Seite passiert habe, hole ich das Handy aus der Tasche und rufe meine Familie oder Freunde in China an. Durch den Zeitunterschied erreiche ich sie abends nach der Arbeit nicht mehr, da ist es in China bereits Nacht. Oder ich lese laut meine Lieblingsgedichte aus der Tang-Dynastie; oder höre chinesische Geschichten mit einem mobilen Lautsprecher, wenn kein Mensch in der Nähe ist; oder singe ein chinesisches Volkslied, auch wenn ich die Hälfte des Textes vergessen habe.

Der Weg hat mir von Anfang an sehr gut gefallen. Manchmal bleibe ich stehen, betrachte den Ammersee durch die Bäume. Bei schönem Wetter gehe ich lieber den ruhigen abwechslungsreichen parkähnlichen Weg nach Andechs, anstatt mit vielen Menschen die längste Promenade Deutschlands zu teilen.

Am Ende des Waldwegs, wo die Wiese beginnt, sehe ich schon die Wallfahrtskirche des Klosters Andechs vorne links im Osten und genieße den Klang der Glokken.

Der beinahe gerade verlaufende Kieselweg mittig in der Wiese ist ein idealer Weg für mich, um rückwärts zu gehen. Ich drehe mich um, gehe mit schwingenden Armen rückwärts den Weg Richtung Andechs.

Der seltsame wunderbare Rückwärtslauf, den ich in meiner Studienzeit beim Sport zufällig im Volkspark in Shanghai entdeckt habe, öffnet meinem Körper und Geist eine andere Tür.

Einmal bewegte sich der ganze Wald mit, er schien bedrohlich zu sein. Ich blieb stehen, er ebenfalls.

Ich ging weiter, er folgte mir.

Was war mit mir los?

„Wir machen den Weg für Sie frei." Eine klangvolle Männerstimme war hinter meinem Rücken zu hören. Ich drehte mich um, sah ein Paar, das lächelnd an der Wiese stand. Tatsächlich, sie haben mir den Weg freigemacht! Verlegen lächelnd bedankte ich mich bei ihnen und ging weiter.

Am Ende der Wiese bleibe ich wieder stehen, schaue zu den Bergen in der Ferne und träume von der nächsten Alpenwanderung.

Jeder sollte einmal auf dem heiligen Berg Andechs gewesen sein. Den Satz höre ich immer wieder, seit ich Herrsching lebe. In den letzten Jahren war ich mindestens hundertmal auf dem heiligen Berg und bin Hunderte Mal an ihm vorbeimarschiert. Weder das gute Klosterbier noch die berühmte Schweinshaxe im Bräustüberl können mich gewinnen.

Ich bin nicht katholisch und nicht evangelisch erzogen. In meiner Kindheit waren sämtliche Religionen, auch der Buddhismus, verboten. Religion sei Gift, so hieß es. Ich habe nur an den Vorsitzenden Mao und den Kommunismus geglaubt und täglich zweimal das Loblied „Der Osten ist rot" gesungen und war überzeugt, der Vorsitzende Mao sei der Erlöser des Volkes.

Wenn ich still hier in der Klosterkirche sitze, die Bilder an der Wand betrachte, denke ich an die Geschichten in der Bibel. Auch wenn ich die Botschaft vieler dieser Geschichten nicht entschlüsseln kann, glaube ich in dem Moment an Gott, den Schöpfer dieser Welt. Anschließend zünde ich eine Kerze in der Kapelle an, trage stumm meine Wünsche und Träume vor.

Am liebsten gehe ich allein unter der Woche den Weg nach Andechs. Einige Male sah ich Rehe im Wald springen, einmal einen roten Fuchs auf einem Baumstumpf am Hang sitzen. Im Sonnenlicht leuchtete sein Fell. Unauffällig holte ich mein Handy heraus und fotografierte ihn. Er schaute in die Kamera. Was wollte der Fuchs mir erzählen? Ist er der Freund des kleinen Prinzen? Ich ging in die Hocke und sah ihm in die Augen. Wir schauten uns an. Ich weiß nicht, wie lange wir uns gegenseitig angeschaut haben. Der Fuchs erhob sich irgendwann, lief den Hang hinunter und verschwand. Dem Fuchs möchte ich wieder begegnen, deshalb gehe ich manchmal leise an der Stelle vorbei in der Hoffnung, ihn wiederzusehen und zu zähmen.

Bei Regen oder bei bedecktem Himmel ist der Wald oft menschenleer, dann könnte ich garantiert mit den Bäumen mein Hörbuch teilen. Einmal war der Wald in dikken Nebel gehüllt. Mein Blick reichte nicht mal bis zur Krone der Buche. Manche knorrigen, krummen Wurzeln sahen wie eine Schlange aus. Kein Vogel war zu hören, kein Tier, kein Mensch. Ich hörte nur meine Schritte. Es war ein unheimliches Gefühl. In dem Moment fiel mir das Gedicht „Im Nebel" von Hesse ein:

Seltsam, im Nebel zu wandern!
Einsam ist jeder Busch und Stein,
Kein Baum sieht den anderen,
Jeder ist allein.

...
Bin ich sentimental geworden?

Ich bin manchmal allein, aber nicht einsam. Auch nicht im Nebel. Ich genieße den Spaziergang im Wald. Als Kind dachte ich, dass ein Wald nur im Märchen oder im Film existiert. Ich träumte davon, wie Rotkäppchen im Wald Blumen zu pflücken und mich zu verlaufen. Es gab keinen Wald in der Wüste Gobi. Bei uns gab es vereinzelt Weiden an Wasserquellen, Dattelpalmen im Garten oder Pappeln an der Allee vor dem Haus. Vogelgesang zu hören, Eichhörnchen nachzuschauen, die zwischen den Bäumen springen, oder das Laub unter den Füßen zu spüren, war mein Traum als Kind. Jetzt erlebe und genieße ich meine Träume oft.

Seit Jahren gehe ich den Weg. Bei Sonne; bei Regen; bei Schnee oder auch im Nebel. Die Bäume am Hörndlweg kennen meine Geheimnisse. Sie verstehen inzwischen auch Chinesisch, weil sie so oft meinen Telefonaten nach China gelauscht oder die dreitausend Jahre alten chinesischen Geschichten mit angehört haben. Wenn ich ein paar Zeilen vergessen habe, können sie mir bestimmt helfen. Oder mir einen weisen Spruch von Konfuzius aufsagen.

Ist der Weg mein Ziel?

Mei Shi wurde in Aksu in der Wüste Gobi Chinas geboren, lebt seit 1990 in Deutschland und seit 2017 in Herrsching am Ammersee. Sie ist Übersetzerin und Dolmetscherin für Chinesisch. Ihr deutscher Debütroman „Tamariske in der Wüste" ist im Oktober im Drachenhaus Verlag in Stuttgart erschienen.

Durch die Wüste

Brigitte Stuiber

Früher Aufbruch von Eilat - der geschäftig-modernen Küstenstadt Israels. Eilat mit seinen Hotelturmlandschaften, seinem Schnorchel- und Taucherparadies, seinen Delphinen und bunten Korallenfischen - Anziehungspunkt für Besucher aus aller Welt. Gegenüber das fast feindliche Jordanien mit ähnlichen Stränden, aber deutlich weniger Hoteltürmen. Getrennt durch das Rote Meer. Getrennt durch die gemeinsame Geschichte. Getrennt durch die verschiedenen Religionen. Getrennt durch die unterschiedlichen Kulturen. Koscher versus Halal ... Gemeinsamkeiten bei den Speisegesetzen: Verbot des Schweinefleischgenusses und des Alkohols. Selbst wenn das Rote Meer sich noch einmal teilen würde, wäre dann ein friedliches Hin- und Herwandern möglich? Das gegenüber liegende Ufer zum Greifen nah und doch so fern.

Mit dem Mietauto verlassen wir Eilat. Verlassen das blau glitzernde Meer. Verlassen die frühlingshafte Wärme Anfang Februar. Fahren Richtung Totes Meer durch die Wüste Negev. Durchschossene Warntafeln verkünden lakonisch: FIRING ZONE – 25km.

Eine andere Warntafel: DANGER! DRIVE SLOWLY WHEN BRIDGE IS FLOODED!

Sollte das ein Witz sein? Woher sollte denn das Wasser in dieser staubtrockenen Wüste kommen?

Brigitte Stuiber, geb. in Wien, lebt und arbeitet in Berndorf, NÖ. Studium der Anglistik, Germanistik und Ev.Theologie in Trondheim und Wien.
Zuletzt: 2022 Herzschuss. Familiendramen um Klimt und Schiele (Buchschmiede).
2023 Hosni, der Golem. In: Literarisches Österreich 2023/01

Klang die Warnung vor einem Schusswechsel innerhalb der „Firing Zone" – angesichts der dauerhaft angespannten politischen Situation – wenigstens einigermaßen glaubhaft, schien hingegen eine drohende Hochwassergefahr völlig absurd.

Wir fahren die rötlich kupfrige Steinwüste Negev entlang. Aus deren kargen Felsenrändern wagt sich – entlang der Schnellstraße - nur selten ein struppiges Gewächs hervor. Unendlich weit ist sie, die Negev, einsam und kahl.

Bald erreichen wir Timna Bar, diesen besonderen Wüstenort mit seinen bizarr dramatischen vom Wind geformten Sandstein-Gebilden: Ein Schloss taucht auf, ein Riesenpilz, endlich Salomons rötlich hochaufragende Säulen. Reste von antiken Kupferminen ... atemlose Stille – welch ein Kontrast zum hektischen Eilat: Menschenloser Frieden, fast wie in den Tiefen des Roten Meers.

Spuren alter Kulturen: Ägyptische Felszeichnungen und Hieroglyphen, Reste eines Hathor-Tempels. Ein Relief an der Felswand zeigt Pharao Ramses, wie er der Göttin Hathor Opfer darbringt.

Plötzlich, die Stille durchbrechend, wälzt sich fröhlich lärmend eine Gruppe israelischer Jugendlicher heran, alles normal, friedlich – bis auf die Gewehre, die einige von ihnen lässig und selbstverständlich tragen, diese 16-jährigen Teenager ... und dann wieder Stille...

Weiter geht es, bis in der Ferne ein riesiger Felsblock auftaucht, ein Tafelberg mit Plateau Masada, Zeuge blutiger Geschehnisse.

Vielleicht wäre es angemessener gewesen, fünf Stun-

den lang den Schlangenweg hinaufzuwandern, statt die Seilbahn auf den 400m hohen Plateaugipfel zu nehmen. Allerdings müssen wir auch noch rechtzeitig zu unserem nächsten Ziel, dem nahe gelegenen Toten Meer gelangen, bevor wir zurück nach Eilat fahren.

Masada, die Festung. Ein besonderer Ort. Der Wüstenwind pfeift uns um die Ohren. Schwindelerregende Höhe. Reste von Herodes' Palast, ein Palast als Rückzugsort und Fluchtburg. Wie wohl alles den steilen Weg hinauf transportiert worden war, mit Maultieren vielleicht? Thermen und Zisternen ließ Herodes direkt in die Felsen hauen. Und seine gefüllten Vorratskammern waren bereit für eine langfristige Belagerung. Herodes starb, bevor die Zeiten noch unsicherer wurden. Bevor die Vertreibung der Juden begann, bevor Jerusalem im Römisch-Jüdischen Krieg erobert wurde. Der Tempel zerstört. Und bald wurde die uneinnehmbare Festung Masada der letzte Zufluchtsort jüdischer Aufständischer vor den Römern.

Als ich von der Festung den steilen Hang hinunterblicke, sehe ich die Ereignisse an mir vorüberziehen:

Wie sich die jüdischen Verschanzten zunächst sicher glaubten. Bis sie mit Schrecken sahen, wie die Römer mit dem Bau einer Rampe begannen. Wie diese unerbittlich wuchs. Wie die Römer Meter um Meter näher rückten. Wie sich mit jedem Meter die Angst in Verzweiflung verwandelte. Angst vor Versklavung, Vergewaltigung und Tod. Wie sich schließlich die Verzweiflung der auf dem Plateau Gefangenen – angesichts der stetig heranrückenden Belagerer – in Hoffnungslosigkeit auflöste.

Wie die Verschanzten ihren aussichtslosen Kampf auch als Gottesstrafe betrachteten. Waren sie nicht selber aus religiösem Fanatismus an den eigenen Landsleuten schuldig geworden? Hatten sie nicht viele von ihnen als Verräter verfolgt und in Raserei und Blutrausch gefoltert und getötet? Doch die Strafe für ihre Taten wollten sie nicht durch die Römer, sondern durch eigene Hand erleiden. Ungeschändet und unversklavt sollten ihre Frauen und Kinder sterben.

Zehn Männer wählten sie aus ihrer Mitte als Mörder aller anderen aus ... Jeder sollte sich neben die schon dahin gestreckten Seinen hinlegen, neben Frau und Kinder, die Arme um sie schlingen und schließlich bereitwillig selber die Kehle darbieten. Der Allerletzte schließlich sollte sich selber das Schwert in die Brust stoßen.

Als die Römer endlich das Plateau erreichten, bot sich ihnen ein grausiger Anblick dar. Der Boden war mit Leichen übersät und mit Blut getränkt. Menschenopfer für die Freiheit. Es gab nichts mehr zu erobern.

Ein großes Schweigen liegt über dem Tafelberg von Masada. Ich denke an die Kämpfe und das Blut, das damals wie heute reichlich vergossen wird. Und dass die Juden damals wie heute um ihr Land und ihre Daseinsberechtigung kämpfen müssen. Und das Wort „Frieden" zunehmend an Bedeutung verliert.

Unter grauem Himmel in der Ferne glänzt bleiern das Tote Meer. Kühl ist sein seifig-salziges Wasser, das trägt und auch wiederum nicht. Wenige Menschen sind an den Stränden. Einige Asiatinnen spritzen einander an – die Warnung der Reiseleiterin missachtend – sie kreischen erst vor Lachen, dann vor Schmerz und reiben sich die brennenden Augen.

Am Ufer Salzsteinskulpturen und Salzkrusten von der Natur geformt.

Leblos und öde wirkt der Salzsee und seine Umgebung, besonders unter dem fahlen Perlmutthimmel. Im Souvenirgeschäft verkauft man heilsamen Schlamm und Salz zu horrenden Preisen.

Rückfahrt vom Toten Meer nach Eilat durch die Negev. Es beginnt zu nieseln. Dann zu tröpfeln. Schließlich zu regnen. Erst leicht, dann immer stärker. In der Wüste!

Ein paar Kilometer weiter fließt ein kleines, braunes Bächlein über die Straße. Wieder ein paar Kilometer weiter ergießt sich wasserfallartig ein Sturzbach über die Brücke. Braunes, lehmiges Wasser versperrt den Weg. Es wird dunkel. Aber es gibt kein Zurück: Wir müssen durchfahren. Weiter. Weiter. Jede Brücke ist von nun an überschwemmt, denn der trockene Boden kann das Wasser, das sich aus den Wadis ergießt, nicht aufnehmen. Es wird immer dunkler, bedrohlicher. Was ist, wenn wir hinab gespült werden, mitgerissen von den Wasserfluten ... ertrinken in der Wüste ... welch seltsames und unerwartetes Ende wäre das? Doch nicht denken, einfach weiter fahren, weiter und weiter unter dem rauschenden, trommelnden Regen.

Vor einem besonders tiefen „Brückenteich" wartet die Polizei, leuchtet mit Taschenlampen ins Auto.

„What do you want?", frage ich zornig.

„Drive slowly and carefully and don't look at the water!"

Ein geradezu genial hilfreicher Rat! Das Wasser rauscht in halber Höhe der Autotüre vorbei, ein entgegen kommender Lastwagen spritzt uns bis übers Dach voll. Wusch! Fahren kann man nicht mehr, man navigiert das Auto wie ein Elektroboot. Und wieder der Gedanke: Was, wenn wir hinunter geschwemmt würden? In dieses undurchdringliche Dunkel. Für Angst bleibt keine Zeit. Nur weiter, weiter. Endlos. Endlos erstreckt sich die Straße. Endlos - bis endlich die Lichter Eilats auftauchen.

Am nächsten Morgen scheint die Sonne. Der Autovermieter erklärt uns, dass es in der Wüste Negev nur einmal im Jahr regnet. Aber dann sturzflutartig. Gefährlich sei es dann. Sehr gefährlich. „Ach ja, wirklich", sage ich, „kaum zu glauben!", und denke dabei an den verschlammten Unterboden des Autos, den ich dem Autovermieter verheimlicht habe.

prolog des südens

dunkelblauwaagerechte felder am horizont.
eine orangehellleuchtende
festtagsbeleuchtung hinten rechts
alles hellweißgraublauviolette schlieren,
wie von tintoretto gemalt,
der fürstin der sonne sei dank.

orangehelles glück

Harrende Zwietracht,
vergessen Dein trennender Arm
zu Herzen gegossen der Stahl
Deiner Strenge gezähmet
die türmenden Hunde erloschen
der grellen Kegel Schein
die schwelende Sehnsucht
ertrunken im Meer der Gedichte
das Morgen leckt Wunden von gestern
nach vorne, Ihr Wünsche,
Hand in Hand über die hohe Schlucht
bunt leuchtet der Bogen,
komm nimm auch Du Dir ein Stück.
schweigt lauter Ihr Lügen
das Ende ist nahe das Ende der Enge
das Zweisein rinnt aus dem Bottich der Zeiten
es lacht uns das wir
Bruder bist Du, die Kätzin im Garten,
dein Schnäuzlein mich netzt
kein ich wird je spalten die Früchte der Ruhe,
sie lachen uns schon
das Lieben wir schlafen ein Schloss
in die Lüfte der Freundschaft
zieht ein Ihr anderen von drüben,
ich decke den Tisch Dir Fortuna mit Wonne
per Handschlag gezimmerte Brücken
befahren die Kutschen der Hoffnung
Und wollt ihr im Kreise Euch drehen
nach vorne man schauet,
man wehret der Sonnenstrahlen Bann
indem man zurückträumt
die Sterne polierend ein gutes Auge
ist selten allein
Ein Dorf wacht im Süden, das gestern noch schlief,
wir tanzen im Reigen, zart drehend, hell glimmend,
Treibt schneller, Ihr Vögel, die Nacht weit nach vorne,
Blickt rascher, Ihr Monde, das blauweiße Lied,
Ihr Kater des Südens, so warm und so wärmend,
ein schillernder Tropfen im Teichlein des Fühlens
empfangend den Honig des Glücks.

Elmar Mayer-Baldasseroni:
Geboren und aufgewachsen in der Obersteiermark (Jahrgang 1977), interdisziplinäre Promotion in Genetik und Bioethik 2005 (Uni Wien). Laufende literarische Publikationen, u. a. der Debutroman ‚Die Hinrichtung' (Sisyphus, 2013), von FM4 als ‚Buch des Jahres' tituliert. Mitglied der GAV, diverse Stipendien, Artist

Stoff des Abends

Ich packte den Abend in eine Tasche aus Stoff,
der Himmel war knapp und so grau,
ich war recht wacker, die Straße recht schroff,
und jeder Schritt wusste genau.

Ein Bahnhof roch nach vergangenem Mut,
nach Kaffee, Gedanken, Geduld,
ich trank aus der Ferne ein schluckweises Gut
und sonnte mich herrlich in Hermes' Huld.

Die Städte glitten wie Fische vorbei,
mit Fenstern aus fremdem Leben,
sie waren mir alles und doch einerlei–
so lässt sich Bewegung vergeben.

Das Wandern heißt kiesen,
der Blick war ein wildes Tier,
streunt durch Gesichter und Wiesen,
und kehrt so unverlangt zurück zu mir.

Am Ende war nichts als die Tasche da,
wog kaum mehr als mein Atem,
ich wußte: Wer geht, ist sich selber so nah,
wie Worte es kaum je erraten.

Nachtweg

Der Mond legt mir Schweigen ins offene Feld,
ein Lied ohne Stimme, so rein,
die Schritte sind Spuren, von Kälte erhellt,
ich gehe und bin doch daheim.

Die Weiden verneigen sich langsam im Wind,
als wüssten sie mehr als ich weiß,
mein Herz, bist ein wanderndes, tastendes Kind
im silbernen Atemkreis.

Kein Ziel, nur das Leuchten, das fern sich verschiebt,
wie Hoffnung, die mir nichts verspricht,
ich trage die Last dessen, was mich liebt,
und liebe des Abendrots Licht.

So geht eine Seele, dem Winter verwandt,
durch Nächte, die sanft sie entlässt,
bis Weg und Gehen, wie Hand in Hand,
ein einziges Schweigen sind, fest.

Kalter Weg. Eine Wintereise.

Der Wind schneidet scharf durch das leere Tal,
kein Vogel, der singend mich grüßt.
Mein Schatten geht mit mir, so zärtlich und schal,
der Pfad ist mit Steinen mir versüßt.

Ich klopfe an Fenster, doch niemand ist wach,
die Türen sind alle verriegelt.
Nur oben am Giebel, da ächzt noch das Dach,
im Eise mein Antlitz sich spiegelt.

Was sucht ich im Frühling, was such ich noch hier?
Die Blumen sind lange erfroren.
Ein Wanderer bin ich, das Schicksal ein Tier,
ich hab meinen Weg wohl verloren.

So geh ich nun weiter, den Stab in der Hand,
bis dorthin, wo Krähen laut schreien.
Ein Fremder im eigenen, frostigen Land,
will niemand die Hoffnung mir leihen?

Elmar Mayer Baldasseroni

Schwermütige Wanderungen

Früher wussten wir
wenn weiße Kühe auf den Weiden stehen
dann haben wir Burgund erreicht

Wir fraßen löffelweise Senf
der in der Nase kitzelte
und uns Tränen in die Augen trieb

Den Wein stahlen wir aus hölzernen Fässern
lauschten bei Nacht unter bergenden Bäumen
dem Gesang aus Vogelträumen

Die Furten schmaler Flüsse erlaubten unser Bad
nackt wälzten wir uns im fetten Klee
und plünderten die Apfelwiesen

Heute sind wir Verirrte an Peripherien
wohin wir uns auch wenden weiße Kühe
Fremde wie wir in Tälern ohne Horizont

Trunken machen uns die faulen Beeren
zerkaut mit Brot ohne Salz und Käse ohne Milch
unsere Haut raschelt in der Nacht

Helmut Blepp,
*1959 in Mannheim, Studium Germanistik und Politische Wissenschaften, selbständig als Trainer und Berater für arbeitsrechtliche Fragen; lebt mit seiner Frau in Lampertheim an der hessischen Bergstraße; Veröffentlichungen: vier Gedichtbände; zahlreiche Veröffentlichungen in Zeitschriften und Anthologien

Früher verstanden wir es heimzukommen
wohin wir auch einander führten
ein kleiner Mond hat da gereicht

Im warmen Wind

Das Fenster eine Aussparung in der Wand
das dünne Tuch davor bewegt sich träge

Von der Küste her eine feuchte Brise
die duftend in der Sonne verdampft

Wo sind sie hin diese dunkelhäutigen Jungs
gertenschlank mit knotigen Knien in ihren Shorts
und dem einstudierten schüchternen Lächeln
das den älteren Herren in den Cafés gilt
die ihren Pastis mit viel Wasser strecken

Nach einem letzten Glas geht einer
schwankend entlang der gekalkten Mauern
zum Hotel
vorbei an der Rezeption ohne neue Nachrichten
hinauf ins schattige Zimmer
mit dem ungemachten Bett

Auf dem Schreibtisch die Gedanken von gestern
einige auch schon im Papierkorb
neben den leeren Flaschen

Das weiße Blatt lockt zu einem neuen Versuch
sich das alte Leben zurückzuholen mit Versen
über diesen so schwer zu verehrenden Gott
der sich nie eine Blöße gibt bei der ständigen Frage
wen er denn am meisten liebt
in dieser Stadt am Meer

Nur ein graues Band

Überrascht aus dem Schatten des Waldes
auf den warmen Asphalt

Das Himmelblau durchzogen
von letzten Schlieren der Nacht
die Sonne ein flackernder Brandsatz

Barfuß Richtung Westen
bis Mittag wirst du schwitzen

Eine Rotte Wildschweine kreuzt deinen Weg
von einem Sperrnetz aufgehalten
verharren sie verwirrt auf der Fahrbahn

Du schiebst dich durch
die schlammverkrusteten Leiber
gehst schneller mit heißen Sohlen
hinter dir dieser grunzende Chor
der nichts weiß vom nahenden Tod

Deinem flimmernden Schatten folgend
erreichst du wieder einen trostlosen Wald
der zu einem weiteren Morgen führt
an dem du überrascht erwachen wirst

Helmut Blepp

Der magische Schrei des Südens

DER POLNISCHE AUTOR GUSTAW HERLING

Aus der Reihe: DAS EICHHÖRNCHEN LIEF IN DEN FELSEN, UND EIN SCHMETTERLING KAM HERAUS (Jack Kerouac)

Literat*innen mit spirituellen und ganzheitlichen Bezügen. Eine Pappelblattserie, betreut von Michael Benaglio

Manche Autoren, von denen man es nicht annimmt, haben subtil, ohne viel Geschrei zu veranstalten, Bezüge zu einer spirituellen Welt, die beim Lesen fesselt, erfasst, bewegt. So ging es mir bei der eher zufälligen Lektüre des polnischen Autors Gustaw Herling, der von 1919 bis 2000 lebte. Sein Buch „Die Insel“ (1) schätze ich sehr. Es beinhaltet die Geschichte eines jungen Steinmetzes auf Capri, Sebastiano, dessen heiß geliebte Verlobte, Immacolata, von einem Mönch, dem Padre Rocca, vergewaltigt wird. Sebastiano erleidet einen Arbeitsunfall, frisch gelöschter Kalk gelangt in seine Augen und lässt ihn erblinden. Er wird taub und stumm, streift als seltsamer, verwirrter Bettler über die Insel, während seine Verlobte ein zurückgezogenes Leben führt. Unmöglich, in dieser engen katholischen Gesellschaft den sexuellen Missbrauch eines Mönchs offen anzuklagen. Es scheint, dass das Schicksal die beiden Liebenden endgültig dem Unglück überlassen hatte. Da geschah das Wunder bei einer christlichen Prozession. Sebastiano fiel, von den Entbehrungen seines armseligen Lebens geschwächt, auf dem Pflaster zusammen. Die Klage Immacolatas zerriss die Stille. „Es war die Klage des Südens, erschütternd in ihrer wilden – halb aggressiven, halb flehentlichen - Heftigkeit. Abgerissene Töne, weder einem Schrei noch einem Weinen ähnlich, fügten sich zu einer kehlig-singenden Litanei zusammen. Man hörte in dieser Litanei sowohl Drohungen als auch demütige Bitten; sowohl Schuld als auch Erlösung; Verzweiflung und Glauben zugleich; das Elend des Niederfallens und die Hoffnung auf Auferstehung ... Sie beschwor die Sonne, die Erde, das Meer, den Himmel und die Menschenmenge ...“ (S. 115)

Sebastiano, dem Tode geweiht, öffnete seine Augen, erhob sich bald darauf – „ein Wunder, ein Wunder!“, schrie die verzückte Menge - und gesundete vollständig.

Nun war der Autor alles andere als ein linientreuer Katholik oder Kaulquappen-Esoteriker, auch kein Rechter, wie die Spötter allen Spirituellen so gerne ohne weitere Kenntnisse annehmen. Herling engagierte sich im antifaschistischen Widerstand gegen Hitlerdeutschland, später dann gegen die Diktatur Stalins. Mehrere Gefangenenlager musste er erleiden. Er arbeitete für die polnische Exilregierung in London, von 1946 bis 1960 war er Mitglied der Polnischen Sozialistischen Partei. Es folgte eine enge Zusammenarbeit mit Bertrand Russell. Bedingt durch die Heirat mit Lidia Croce, einer Tochter des italienischen Philosophen und Faschismusgegners Benedetto Croce, wohnte er in Neapel, wo sich ihm die archaische Welt des italienischen Südens etwas erschloss. Herling erhielt zahlreiche Preise, sowohl in literarischer Hinsicht als auch für sein Wirken gegen die Diktaturen Hitlers und Stalins.

Michael Benaglio

1) Gustaw Herling: Die Insel. München, Wien, 1994)

Nahe Ferne

Mich zieht heute keine Ferne mehr.
Meine Ferne ist nicht weit entfernt von mir,
ganz nah liegt sie in mir.

Innerlich versammelt fern und nah,
wie zwei Seiten einer Medaille.

Herbstzeiten
Mein Herbst auf den Flügeln des Windes,
wartet auf den Aufbruch einer neuen Zeit.

Spürbares Kommen und Gehen,
die uns in einem winzigen Punkt
einen Raum im Jetzt schenken.

Die verträumte Melodie in Moll,
melancholisch gesummt von Bäumen,
die ihre letzten Blätter verlieren.

Wir Reisende zwischen
Heute und Morgen
tasten behutsam die Gegenwart ab
erstaunt über den Takt
des „Auf und Ab“ unseres Lebens.

Nahid Ensafpour

Damals in Puerto Luzaro

Maria Lehner

Ein spanisches Dorf vor mehr als 55 Jahren. Da trug sich während meines Aufenthalts Seltsames zu. Oder war es so, dass ich es als seltsam erlebte? Jedenfalls: Wahrheiten duckten sich in die Schatten der engen Gassen. Routinen stimmten nicht mehr. Es war an der Zeit, Sämtliches neu zu sehen. Alles strebte auf ein Zentrum zu: den Dorfbrunnen. Rundum saßen sie und erzählten, hingezogen von Geschehnissen, für die es fremder Sätze, Metaphern und Logiken bedarf. Das Plätschern des Wassers übertönte ihre Stimmen und überlagerte sie. Was ich wahrnahm (manches war tatsächlich un-erhört), notierte ich im Dunkel, um es später wiedergeben zu können. Ich fühlte durch meine Handbewegungen, was ich schrieb, aber ich sah es nicht. Was ich später den Dorfbewohnern vorlas, führte dazu, dass man mich in Puerto Lúzaro als ein menschliches Denkmal („unser Chronist“) vereinnahmte. Ich musste fliehen, im Dunklen, wie ein Dieb. Vorsichtshalber riss ich einige Seiten aus dem Buch, versteckte sie in dem doppelten Boden meines Rucksacks - und vergaß darauf. Jahrzehnte später verkaufte ich den in einer Second-Hand-Internet-Börse. Und so kam der bruchstückhafte Reisebericht in die Welt, ohne dass ich es ahnte.

Puerto Lúzaro, 1972
(Kein Connaisseur)
Jaime, militanter Kommunist im Ruhestand, zuckt beim Hinweis auf sein Fliegengewicht die Schulter. Er isst mit Vorliebe in der Kantine des Sportclubs. Da wird der Mund zum Ameisenhaufen, die Zunge zum rostigen Tentakel, der Speichel zur Pfütze.

(Lorita, ein Psittacus)
Der rosarote Papagei in der Bar „El Padrino“ öffnet nachts seinen Käfig. Er stahl zuerst im Park eine Sandale und diese rubinfarbene Kapsel mit Feuerzeug-Benzin sowie eine oszillierende Plastikbox (sie war gebraucht). Und dabei beschreibe ich nur eine einzige Nacht. Mittlerweile häuft sich seine Beute. Nun weiß keiner, wohin damit.

(Margareta, die Ich-Auster – über sie spricht man in Versen!)
Die monarchische Nabelschnur spannte, / wie die Anatomie des Menschen das vorsah, seit jeher.// Dies bemerkend,/ erfasste Margareta/ schon in den ersten Stunden/ die ordnende Traurigkeit der Dinge solchermaßen,/ dass sie zur Auster wurde. // Nicht die Rassel konnte sie je aus ihrer Schale hervorlocken, / das lustige Rad nicht, das/ um den Ofen schleifend Funken sprühte.

(Am Tanzplatz)
Die Menschen, die unter dem Perückenbaum Tango tanzen, bringt der klapprige Bus. Manche kommen auch zu Fuß (wie der Junge, begleitet von einem Hahn, der auf halber Treppe Hafer pickt, während eine dicke Katze auf dem Diwan die Ohren spitzt).

(Ein Abschiednehmen)
Des Mimen Bett (eine Berühmtheit ist er!) scheint schlicht, wie ein Sarg. Gerät ihm deshalb jeder Diphthong am Spätnachmittag schnell zum ovalen Murmeln? Die Absolventinnen vom Kader treten ein letztes Mal auf. Sie betätigen den Schalter: v o r b e i.

Nach der öffentlichen Lesung des Fragments entspann sich an ihm eine Diskussion über Reiseliteratur. Sogleich behaupteten die einen, es existiere nirgendwo ein Ort namens Puerto Lúzaro, damit finge es schon an. Die anderen meinten, der Urheber verdiene einen Literaturpreis, denn sein Bericht verstehe sich nicht als wahrhaftige Historie einer Landschaft, sondern sei schlichtweg Literatur. Nein, tönte es aus der Mitte: Ein Machwerk ist das, entstanden in einseitiger Perspektive, nicht nachvollziehbar und konstruiert aus vorgefassten Erwartungen; die Übertreibungen, Lügen, aber auch Weglassungen hätten ausschließlich den Zweck, Ruhm und Ehre des Reisenden zu mehren. Einer rief zu meiner Verteidigung: „Reisen – selbst im Kopf - ist immer kulturelle Aneignung, anders funktioniert das gar nicht“. Während sie sich ereiferten, flatterte, unbemerkt von allen, ein rosa Papagei am Verhandlungstisch vorbei und schnappte die Indizien, die Blätter meines Reiseberichts. Ich öffnete die Tür und folgte dem Vogel nach Puerto Lúzaro.

Diesmal werde ich nichts darüber schreiben.



izola boats, Foto: Christian Pauli

Reise zum mythischen Volk der Etrusker

Michael Benaglio

In einem Landhaus in der Nähe der auf einem Hügel gelegenen Stadt Castagneto Caducci: Über mir schien die warme Sonne der Toskana, neben mir, zum Greifen nahe, waren Zypressen, Olivenbäume und Weinplantagen, aus der Ferne drang leises Meeresrauschen. Ohne Zweifel ein guter Ort, um auszuspannen und den Stress mitteleuropäischer Betriebsamkeit abzubauen. Aber was war das Besondere an der Toskana, an diesem mythisch-mystischen Atem, der den aufmerksamen Besucher abseits der Ork-Touristen immer wieder erfasst? Was bedeutet diese viel zitierte „Toskana Sehnsucht", der immer wieder Künstler und andere reisende Gesellen aus England, Deutschland und Österreich erlagen? Sicher hat es viel mit dem Geburtsland der Renaissance und mit Florenz zu tun, mit einer spirituell geprägten, kreativen Epoche, die sich von dogmatisch-kirchlichem Aberglauben und dumpfer Unterdrückung zu befreien suchte.

Die Renaissance, die Suche nach den kulturellen Wurzeln der Antike, macht sicher einen Teil der Anziehungskraft der Toskana aus. Mindestens ebenso bedeutsam ist aber die unglaubliche, bis in die Werbung und Wirtschaft fast allgegenwärtige Präsenz der Etrusker, eines durch und durch spirituellen, allerdings auch bereits hierarchisch organisierten Volkes, das zu den wichtigsten Wurzeln der europäischen Kultur gehört. Wenn in den letzten Jahrhunderten, verstärkt seit der Romantik, europäische Wurzelsucher die Länder ihrer Träume und Visionen besuchten, so waren dies neben Island, dem Land der Edda, vor allem Irland mit seiner, bis heute noch erlebbaren keltischen Spiritualität und die Toskana, deren frühe etruskische Besiedelung immer wieder als Gegenpol zu römischer Rationalität und Grausamkeit verklärt wurde. Der „magische Boden Etruriens" war der Stoff, aus dem viele künstlerische, alternative und utopische Träume gewebt wurden.

Auf der Suche nach den Wurzeln und nach wahrer Spiritualität reiste u.a. 1927 D.H. Lawrence, der große magische Dichter mit den elitären Anwandlungen, der bereits längere Zeit bei den Hopiindianern verbracht hatte, in die Toskana und nach Latium, um sich von den Etruskern inspirieren zu lassen. Eng verbunden war ihm zu dieser Zeit Aldous Huxley, der mit seinen Meskalinexperimenten und seinen Büchern „Schöne neue Welt" und seiner Utopie „Insel", die von einer positiven, sozial ausgewogenen spirituellen Gesellschaft handelt, zu einem der wichtigsten Ideengeber für die Hippiebewegung wurde. Im Gefolge der 68er-Bewegung kam es dann zu vielen Landkommunengründungen und Künstlerniederlassungen in der Toskana, die immer auch spirituelle Anliegen und Sehnsüchte aufwiesen. Es mehrten sich die Ausstellungen, Bücher und Filme über die Etrusker, woran ebenfalls ein steigendes Interesse an dieser „europäischen Wurzelkultur" abgelesen werden kann. Heute ist dieses kreative Interesse wieder verebbt.

Die Etrusker

Ab 900 v. Chr. entwickelten sich die Etrusker aus der vorangehenden, egalitären Villanovakultur, deren Dörfer von ihnen später zu Städten erweitert wurden. Sie bewohnten das Gebiet der heutigen Toskana und Latiums und unterhielten u.a. rege Verbindungen in den Alpenraum, bis nach Hallstatt. Römische Autoren bezeugen: Die Etrusker waren durch und durch religiös, das „gottesfürchtigste" Volk der damaligen bekannten Welt, ihre Frauen genossen sehr zum Entsetzen von Griechen und Römern Gleichberechtigung und das süße, genussvolle Leben mit öffentlichen Liebkosungen war die Grundlage des etruskischen Lebensgefühls. Zusätzlich waren sie hervorragende Städte-, Wasserleitungs- und Straßenbauer und entwickelten bemerkenswerte Techniken zur Verarbeitung der Metalle. Manche ihrer Techniken und industriellen Erkenntnisse können heute nicht wieder nachvollzogen werden! Nach 396 v. u. Z., als die Römer Veji eroberten, ging es mit den Etruskern, die schon ab 550 v. u. Z. immer mehr den griechischen Götterhimmel übernommen hatten, zunehmend bergab. Kelten im Norden und die Römer im Süden, das war zu viel. 87 v. u. Z. erhielten die besiegten Etrusker die uneingeschränkte römische Staatsbürgerschaft. Ihre Kultur war die Grundlage der römischen Kultur - was die Römer immer zu verschweigen versuchten. Es ist ihnen nicht gelungen.

Während ich in dem schönen Bergdorf Castagneto Caducci saß, mir einen Cappuccino vergönnte und den weiten Blick über das in der Sonne flimmernde Land bis hin zum entfernten Meer genoss, kreisten meine Gedanken immer wieder um die Etrusker, deren Präsenz wie bereits erwähnt einfach unumgänglich war. Was faszinierte ganze Generationen von Wahrheits- und Wurzelsuchern an dieser Kultur? Was hatten die Etrusker, was uns fehlt?

D. H. Lawrence gab in seinem Buch „Etruskische Stätten" dazu folgende Erklärung ab: „Aus dem Schatten der vorgeschichtlichen Welt tauchen sterbende Religionen auf, die sich nicht Götter und Göttinnen erfunden haben, sondern aus dem Mysterium der elementaren Kräfte des Weltalls heraus leben; aus jenen komplexen Lebensmächten, die wir mit dem dürftigen Namen „Natur" bezeichnen. Zu ihnen gehörte offenbar auch die ▶

etruskische Religion. Götter und Göttinnen scheinen in ihr keine scharf umrissenen Konturen angenommen zu haben."

Sie hatten ihre eigenen Wallfahrtsorte, ihre spirituellen Führer trugen Kopfbedeckungen, die die energetische Verbindung zum Himmel ermöglichten. Die kirchlichen Bischofsmützen und die päpstliche Tiara sind ihnen entlehnt. Eines ihrer mythischen Zentren war ein Kultsee nahe des Falteronabergs in den Apenninen, in dem viele Opfergaben gefunden wurden. Ein wichtiger heiliger Ort: Der Bolsena See.

Ohne Zweifel waren die Etrusker, zumindest in ihrer frühen Phase, sehr erdverbunden. Dazu kam ihre von Orakeln geprägte Kultur. Der römische Philosoph Seneca stellte etwas verunsichert fest: „Der Unterschied zwischen den Etruskern und uns ist folgender: Während wir glauben, dass Blitze durch den Zusammenprall von Wolken entstehen, glauben sie, dass Wolken zusammenprallen, um Blitze zu erzeugen. Da sie nämlich alles der Gottheit zuschreiben, glauben sie nicht, dass die Dinge insofern eine Bedeutung haben, als sie geschehen, sondern dass sie geschehen, weil sie eine Bedeutung haben müssen."

Den Willen der himmlischen Kräfte zu erkunden, dem war die etruskische Wahrsagekunst, die später in vereinfachter oder recht profaner Form von den Römern übernommen wurde, gewidmet. Die etruskischen Wahrsager nannten sich „netsvis" oder „trutnvt frontac", besser bekannt unter ihrer lateinischen Bezeichnung „Haruspices" und „Fulguriatores". Aufgabe der ersteren war es, aus den Eingeweiden geopferter Tiere, vor allem aus der Leber, die Zukunft zu deuten. Die Fulguriatores beherrschten eine Kunst, die heute völlig unbekannt ist: Sie konnten den Willen jener Kräfte, die einige indianische Kulturen als „Donnerwesen" bezeichnen, aus der Art, wie ein Blitz vom Himmel auf die Erde geschleudert wurde, deuten.

Diese etruskische Wahrsagekunst kann nicht verstanden werden, wenn die zugrundeliegende Mythologie nicht beachtet wird. Die Etrusker unterteilten die von den Himmelsrichtungen gebildeten vier Viertel noch einmal, sodass 16 Sektoren herauskamen, die von bestimmten Geistwesen oder Gottheiten bewohnt wurden. Dabei wurde zwischen den „spirits"

- des Todes und der Unterwelt
- der himmlischen Sphären
- und der Natur und der Erde

unterschieden. Der Platz der Menschen war im Süden, bei den Geistwesen der Natur und der Erde. Der Westen lag zur Rechten, der Osten zur Linken. Glaubt man wissenschaftlichen Forschungen, dann wohnten für die Etrusker die bösen Mächte im Westen, die guten im Osten. So war die rechte Seite eher unglückbringend, die linke versprach Glück.

Der Einteilung des Himmels entsprachen alle Dinge auf Erden. Ein genaues Schaubild des etruskischen Himmels ist in der berühmten Darstellung einer Bronzeleber eingraviert, die im späten 19. Jahrhundert südöstlich von Mailand entdeckt wurde. Sie diente dem Unterricht der angehenden Haruspices. Die Leber galt ja als Sitz des Lebens und war ein heiliges Abbild des himmlischen Universums. Recht langwierig war auch die Ausbildung der Fulguriatores, die mit dem Gesicht nach Süden gewandt ihre Kunst ausübten. Die Himmelsgegend, aus der Blitze die Wolken verließen, sagte ihnen, welches Geistwesen sie geschleudert hatte. Außer dem obersten Schöpfer Tinia konnten weitere acht spirits Blitze schleudern, unter ihnen Uni, Menrva und Maris, der Vorläufer des römischen Mars.

Im Wesentlichen gab es drei Arten von Blitzen:

- Alarmzeichen, die als Warnung dienten
- gute Omen
- schlechte Omen, die verlorene Schlachten, Überschwemmungen oder Hungersnöte voraussagten.

Als gesichert gilt, dass die etruskische Wahrsagekunst auch im verfeindeten Rom als sehr zuverlässig galt und der römische Erzfeind danach dürstete, die Dienste etruskischer Wahrsager - Männer wie Frauen - beanspruchen zu können. Mit dem Untergang Etruriens verfiel die hohe Kunst der Wahrsagerei und sie konnte auch Papst Innozenz I. zu Beginn des 5. Jahrhunderts nicht retten, der angesichts der heranmarschierenden Westgoten einen Kniefall vor dem Heidentum machte und die damals offensichtlich immer noch im Untergrund tätigen Haruspices und Fulguriatores um ihre prophetische Unterstützung ersuchte.

In der spirituellen Kultur der Etrusker war es für den Erfolg einer Prophezeiung unabdingbar, dass man an das magische Universum, an die Ordnung der himmlischen Kräfte und Mächte bedingungslos glaubte und die Form der Rituale richtig ausführte. Diese Rituale beruhten auf Anweisungen von Sehern, die Visionen aus der spirituellen Welt erhalten hatten, um den etruskischen Gemeinden bei ihrem Erdenleben zu helfen.

Als Fragmente sind heute nur mehr die von den Römern aufgezeichneten Bücher über die Etrusca Disciplina, die etruskische Lehre erhalten. Es gab die Libri Haruspicini, die Libri Fulgurales und die Libri Rituales, die die Prophezeiungen aus Eingeweiden und aus Blitzen sowie die dazugehörenden Rituale zum Thema hatten. Der Verlust dieser Bücher ist schmerzlich, könnten sie uns doch Auskunft über ein spirituelles und okkultes europäisches Wissen geben, das verloren gegangen ist.

Der Tod als Freund

Gemeinsam mit Freunden fuhr ich nach Volterra, dem alten etruskischen Velathri, einst ein mächtiger Stadtstaat. Die Umgebung der „Stadt der Winde und nackten Felsen" mutet gespenstig an, für Dantes berühmte Comedia Divina („Göttliche Komödie") diente diese unfruchtbare Landschaft als Vorbild für die Beschreibung der Hölle. Wir wanderten in der hoch gelegenen befestigten Stadt, in der sich Etrusker, Römer und mittelalterliche Bauten zu einem kulturellen Gang durch die Zeiten vereinen. Wir fühlten uns besonders in dem prunkvoll aus-

gestatteten Priorpalast bedrückt, in dem wir den unangenehmen Eindruck erhielten, als würden hier unerlöste Seelen ihr Unwesen treiben, die aus der grausamen Zeit der mittelalterlichen Kämpfe zwischen Kaiser und Papst stammten. Später bestätigten mir Bekannte ähnliche Eindrücke, die sie in Volterra gesammelt hatten und als ich die Reiseliteratur zu dieser dennoch faszinierenden Stadt durchlas, fiel mir auf, dass sie immer als drückend und beängstigend beschrieben wird.

Volterra atmet den Tod. Aber es ist nicht der lichte Tod, den die etruskische Kultur ausstrahlt. Als ich durch das Gräberfeld des Küstenstädtchens Populonia ging, schien alles hell und strahlend. Die Gräber fühlten sich hell und verlassen und dennoch von einer spirituellen Gegenwart erfüllt an; einer Gegenwart, die aus einer längst untergegangenen Kultur machtvoll die moderne Toskana mitprägt. Tatsächlich hatten die Etrusker zu ihren Toten eine sehr positive Einstellung. Die Totenstädte, die sogenannten Nekropolen, wurden mit großem Aufwand - zumindest für die adelige Oberschicht - in der Nähe der Stadt der Lebenden gebaut. Zahlreiche bunte, vitale und lebendige Fresken zeigen, wie Verstorbene ein heiteres Leben führen. Die Grenze zwischen der Welt der Ahnen und der auf Erden Weilenden war dünn. Die Etrusker hatten keine Angst vor dem Tod, der für sie nur ein Wechsel der Welten war.

Mit den Worten von D.H. Lawrence: „Der Tod war für die Etrusker eine heitere Fortsetzung des Lebens, mit Edelsteinen und Wein und mit Flöten, die zum Tanz aufspielten. Er war weder eine ekstatische Seligkeit, ein Himmel, noch ein qualvolles Purgatorium. Er war einfach eine natürliche Fortdauer der Lebensfülle. Alles fand seinen Ausdruck in Begriffen des Lebens, des Lebendigen." Curzio Malaparte drückte es so aus: „Die Etrusker haben das Reich der Toten in die Welt der Lebenden aufgenommen. Ihnen verdankt das klassische Altertum eine neue Einstellung zum Tod. Sie sahen in ihm den Weg zu höchstem Lebensgenuss, die Quelle ewiger Jugend." Wie sehr unterschied sich diese lichte Todeswelt, diese positive Bejahung eines nicht tabuisierten Todes von späteren Höllen und düsteren Unterwelten, die ganze Völker und Kulturen in Angst versetzten und das lustvolle Erdenleben tatsächlich zu einem irdischen Jammertal machten!

Geomantisch erbaute Städte.

In meinem Restaurant in Castagnaeto Caducci war die Welt der gestressten, abgasgeplagten Städte fern. Die immer wieder vorbeifahrenden Autos störten nicht, ihr Lärm wurde vom heißen Atem des Landes verschluckt. Unsere Städte sind meist Zeichen der Entfremdung von der Natur. Im Gegensatz dazu bemühten sich die Etrusker, ihre Städte nach spirituellen Gesichtspunkten anzulegen. Stadtplanung und Stadtgründung waren feierliche Rituale. Die Wahrsager untersuchten Vorzeichen und Visionen und legten an Tagen, die Glück versprachen, die Grenzen der Stadt fest. Vor die Pflugscharen wurde dann an einem genau festgelegten Tag ein weißer Stier und eine weiße Kuh gespannt, die eine Furche - die spätere Grenze - zogen.

Dort, wo der Mittelpunkt einer neu zu gründenden Stadt sein sollte, wurde ein kreisförmiger Graben freigelegt, in das die spirituellen Führer der Etrusker Erde aus der Heimat der Neuansiedler warfen. Dieser Graben bzw. das über ihm errichtete Gewölbe galt als die Begegnungsstätte zwischen Lebenden und Toten. An bestimmten Festtagen wurde das Gewölbe geöffnet und den Ahnengeistern wurden Früchte und andere Weihegaben als Opfer angeboten. Stadtzentrum, Haupt- und Nebenstraßen wurden nach geomantischen Einsichten geplant. Auch Rom wurde nach etruskischem Ritus gegründet und später achteten die Römer bei ihren weiteren Stadt- und Lagergründungen sehr darauf, ihn einzuhalten. Die Forscherin Dora Jane Hamblin berichtet: „Das höchste Lob, das die Römer einer Stadt zollen konnten, bestand in der Versicherung, sie sei nach den Vorschriften der more Etrusco, nach etruskischer Sitte, gegründet worden."

Die Städte Etruriens bestanden eifersüchtig auf ihrer Autonomie und Unabhängigkeit und dürften recht dynamisch zwischen autoritären Adelsherrschaften und mehr demokratischen Bestrebungen hin und her gependelt sein. Ein übergreifender Staatsverband wurde nie gegründet. Dieser Hang zu Dezentralisation und kleineren politischen Einheiten erleichterte die Eroberung Etruriens durch die Römer. Nur einmal im Jahr trafen sich weltliche und religiöse Führer der etruskischen Stadtstaaten zu einem spirituellen panetruskischen Fest, auf dem sie gemeinsame Rituale durchführten und spirituelle Anliegen erörterten. Diese Zusammenkunft hieß Fanum Voltumnae und fand in Volsinii, in der Nähe des Lago di Bolsena statt.

Meditation in Populonia

Nach der Besichtigung der Gräberfelder von Populonia ging ich mit meinen Bekannten an den Strand des Golfs von Baratti. Irgendwie störten mich die vielen Touristen nicht. Von dem schroffen Berg grüßte das mittelalterliche Städtchen mit dem markanten Turm herunter. Es sind nur einige Häuser, die sich um die mittelalterliche Festung Populonia versammelt haben. Wir rasteten unter hohen, alten Pinien und verkrafteten es auch, dass wir bei einem äußerst unfreundlichen Menschen viel zu viel für die Benützung des einzigen WCs der Umgebung zahlen mussten. Touristennepp. Über das Meer streifte unser Blick zur Insel Elba, der etruskischen „Insel der tausend Feuer", die Aethalia genannt wurde. Bevor hier ein großes antikes Industriezentrum entstand, war Populonia ein heiliger Ort der Kraft, ein gesegnetes Stück Land mit Heilquellen, das Visionen ermöglichte und das schon in der Jungsteinzeit besiedelt war und auch rituell „genutzt" wurde.

Die unverkennbare, ausgewogene Stille des Ortes, seine sanfte, weihevolle Stimmung umfing mich mehr und mehr. Populonia war dem etruskischen Gott Fufluns geweiht, der ähnlich angenehme Eigenschaften wie der griechische Bacchus hatte, also kein Gott für Puritaner ▶

war. Zusätzlich war Populonia auch dem Sonnengott Catha geweiht und wer sich in die mythisch-mystische Kraft der Sonne und ihre spirituelle Bedeutung meditativ vertiefen will, dem sei der Weg nach Populonia, zu diesem uralten, ab dem 5. Jahrhundert v. u. Z. von exzessiven Erzverarbeitungsaktivitäten entweihten Kultplatz mit allem gebotenen Respekt empfohlen.

Toskana, Etruskerland: Das war für mich die Erfahrung einer harmonischen Einheit von Himmel und Erde und immer wieder schien es mir, als würden die uralten spirituellen Hüter des Landes immer noch lebendig, anwesend sein und ihren geistigen Atem über das warme Land wehen lassen. Während ich, ermüdet von den Besichtigungen, der Hitze und dem Meeresrauschen, langsam in einen tiefen Schlaf im Schatten der Pinienhaine von Populonia fiel, kamen mir noch die Worte des Dichters des neuen Italiens, des aus einer revolutionären toskanischen Familie stammenden Giosuè Carducci in den Sinn:

„Denk an Populonia und Roselle,
In der stillen Pracht der Mittagsstunde
Lausch´ ich den Worten meines Volkes
Aus der Lucumonen und der Auguren Munde."

Freilich: Es wird nun immer schwieriger, in die Stille dieses alten Kulturlandes einzutauchen. Der giftige Atem eines überbordenden Massentourismus vertreibt auch hier die Stille und stört beschauliche Orte. Mit der richtigen Einstellung aber können wir immer noch Stunden feierlicher Fröhlichkeit und antiken Atems genießen.

LITERATURHINWEISE:

- D.H. Lawrence: Etruskische Stätten. Beck und Glückler Verlag, Freiburg 1989
- Dora Jane Hamblin: Die Etrusker, Time Life Bücher, 1977
- Valeriano Cecconi: Populonia. Gesicht einer Etruskerstadt, Tellini, Pistoia
- Mauro Cristofani: Die Etrusker. Geheimnisvolle Kultur im antiken Italien, Belser Verlag, Stuttgart/ Zürich
- Stefanie Risse: Toskana. Lichtvolles Etruskerland. Goldmann, Reihe Magisch Reisen, München, 2. Aufl. 1993

ankommen

komme an
bei der Gnade
die vergessen lässt

komme an
beim Stein der kühlt

beim Duft des blühenden Windes
beim Wasser das den Gaumen berührt

auf der Wiese
auf der das Gras dein leises Bett

ankommen beim Wort des Vaters

ankommen beim Wort
das Staunen uns schenkt
beim Hauch
der uns mit Liebe umfängt

ankommen in den Augen der Frau
wo keine Fragen offenbleiben

die Momente muss man kosten
wenn man im roten Wein
der Spiegel seiner Trauben
wenn Liebe schmackhaft wird
wenn der Atem wohliger Wind

ankommen
wenn der letzte Sonnenstrahl
die Ewigkeit aufwärmt

wenn
der Vogel den Morgen begrüßt
der Hunger Freund des Apfels
wenn
Brot und Wein als Brüder vereint

wenn Momente der Gegenwart
sich vereinen
auf dem Weg zur Vergangenheit
die nicht nur die deinige

ich kam an
erkannte den Irrtum von Hoffnung

und es zerbricht diese Hoffnung
es tanzen ihre Fragmente
im unruhigen Wind der Suche
wie die Federn
die weißen
die die Taube verliert
wenn ihre Suche misslingt

Franz Gatterer



marakesh musican, Foto: Christian Pauli

Santiago de Compostela

Stiegler Lieselotte

Sieben Uhr früh Busbahnhof Zürich. Unzählige Busse stehen zur Abfahrt bereit.

Es ist nicht einfach, zwischen den Stimmen spanischer Gastarbeiter die Anzeigen im Lautsprecher zu verstehen. Ich schultere meinen Trekkingrucksack, schließe mich den spanischen Reisenden auf der Suche nach dem Bus nach Sevilla an. Der Laderaum unter der Passagierkabine ist schon ziemlich voll. Ich pferche meinen Rucksack zwischen Koffer und Reisetaschen, vergewissere mich, ob der kleine Reiseführer über den Jakobsweg in der Seitentasche steckt.

Ungefähr drei Wochen werde ich auf dem französischen Jakobsweg von Burgos bis Santiago de Compostela unterwegs sein. 450 km habe ich zu überwinden.

Bekannt wurde der Pilgerweg schon im Mittelalter nach der Entdeckung des Heiligen Jakobus, der heute als Pilger verkleidet, mit den Symbolen der Jakobsmuschel und dem Pilgerstab, dargestellt wird.

Dieser Weg verheißt Heil und Erlösung. Im 15. Jahrhundert wurde Santiago bekannt durch die Einführung der Gnadenjahre, der Absolution der Sünden.

Warum begebe ich mich auf diesen Weg? Um Buße zu tun, um über körperliche und mentale Grenzen zu gehen, um Zeit und Raum zu überwinden? Oder ist es die Suche nach Vertrauen und Verdrängung vieler Zweifel in einem gedanklichen Raum?

Vielleicht werde ich dann den Tag aus den Wolken heben, vielleicht tragen Wellen Worte an das Ufer im Geheimnis einer stundenlosen Zeit, vielleicht kann ich dann Zeit atmen, um dem zu dienen, der über sie wacht? Vielleicht.

Um sechs Uhr früh verlasse ich den Bus in Burgos, der Hauptstadt von Kastillien. Zuerst muss ich mir in der Refugio bei den Padres Los Paules den Pilgerpass holen. In diesem Pass muss jeder Pilger mindestens einen Stempel pro Tag sammeln als Bestätigung, dass man den Weg als Pilger zu Fuß bewältigte. Damals bekam man diesen Stempel von einem Pfarrer, Lehrer oder einem Arzt vom Dorf. Zu meiner Zeit waren ungefähr 4000 Pilger pro Jahr unterwegs, heute sind es fast eine halbe Million.

Das Tor zu der Refugio ist noch geschlossen und ich gehe in die französische Kathedrale, die der Heiligen Maria gewidmet ist. Während meiner besinnlichen Zwiesprache mit Jakobus spüre ich Schritte und eine Hand auf meiner Schulter.

Ich versuche meinen Kopf nicht zur Seite zu drehen, starre auf die Statue der Heiligen Maria. Sein Druck auf meiner Schulter wird stärker, statt Andacht und Beten, stellt er sich vor als Student namens Mateo. Neben ihm sitzt ein großer Hund. Er ist hartnäckig, will mir unbedingt Burgos zeigen. Ich deute auf meine Jakobsmuschel, schultere meinen Rucksack und verlasse schnellen Schrittes die Kirche. Das Tor zur Refugio ist offen, ich bekomme meinen Pilgerausweis. Die Padres verabschieden mich mit einem freundlichen “Ultreya“- ein spanisches Grußwort, das soviel bedeutet wie „Lasst uns weitergehen.“

Nach 10 km erreiche ich mein erstes Ziel Tardayos. Es ist ein kleiner Ort. Die im Führer angegebene Refugio von hilfreichen Padres gibt es nicht mehr. Ich setze mich auf eine Steinbank und blicke zur Kirche in der Mitte des Ortes.

Ich spüre den Reiseführer verkrampft in meiner Hand, während meine Gedanken um eine Lösung kreisen.

Meine Hand umschließt die Jakobsmuschel, ich lausche meiner Stimme.

Frei, so frei wie ein Vogel ohne Flügel, leer wie durchsichtige Wolken am Horizont, leuchtend wie Sterne am Nachthimmel wird der Geist, wenn er sich von Vorstellungen löst.

Frauen aus dem Dorf grüßen mich freundlich, zeigen gestikulierend auf ein Gebäude. Es ist eine alte Schule, sie geben mir den Schlüssel und ich schlafe zwischen Katheder und Schulbänken schnell ein. Doch nicht lange. Ich erwache durch ein Geräusch neben mir. Eine Pilgerin aus Großbritannien hat hier auch Unterschlupf gefunden. Sie nimmt aus ihrem Rucksack einen kleinen Gaskocher, bietet mir dann einen guten englischen Schwarztee an. Am Morgen trennen sich unsere Wege. Sie pilgert zurück nach Burgos und mein nächstes Ziel ist Castrojeriz.

Mit neuem Elan starte ich in den Camino. Begleitet werde ich von einem Schafhirten aus Fuente, einem kleinen verschlafenen Dorf.

Unter den Olivenbäumen hütet der Schäfer seine Herde und im stummen Spiel der Gemeinsamkeit legt das Unerahnbare im Jetzt der Zukunft ihre Ketten an.

Ich habe die Sonne unterschätzt, mein Hemd klebt schon an meinem Rucksack.

Der Jakobsweg ist gekennzeichnet mit der Jakobsmuschel und manchmal nur mit einem gelben Pfeil auf Steinen. Nach drei Stunden erreiche ich eine Quelle mit viel Schatten. Nachdem ich mich dort abgekühlt habe, merke ich, dass ich vom Weg abgekommen bin. Ein Radfahrer aus dem Dorf Iglesias kommt mir entgegen und zeigt mir den richtigen Weg. Inzwischen bin ich

Lieselotte Stiegler, geboren 1950, lebt in Wien und Kerala/Indien. Schreibt Lyrik, Kurzprosa.
Veröffentlicht in Antologien: „Podium“ Wien, „Lichtungen“ Zeitschrift für Literatur und Zeitkritik Graz „Entladungen“ Literaturzeitschrift der Arbeitsgemeinschaft Autoren in Wien
„Die Kunst der Flucht“ – Steirische Verlagsgesellschaft
„Zwischen Zeit und Raum“ Lyrik United p.c. Verlag
„Meine Sehnsucht wandert mit dem Sand“
Lyrik – Edition Sonne und Mond

mit meinem Umweg schon fast 30 km gelaufen, meine Füße beginnen zu brennen. Meine Hoffnung ist das Dorf Hontanas, wo ich auch in einer Tapas Bar mich stärken kann, bevor ich letzten 10 km nach Castrojeriz in Angriff nehme. Ich spüre schon Blasen an meinen Füßen und komme nur langsam vorwärts. Endlich erreiche ich die Herberge mit einem großen Raum und Stockbetten. In einem kleinen Laden bekomme ich Brot und Käse. Während meines Abendessens kommt der Hausherr, fragt mich nach dem Pilgerausweis. Er nimmt mich an die Hand, zeigt mir mit Wichtigkeit seinen großen Schlüsselbund und führt mich in die Kirche Iglesia de San Juan. Danach geht er mit mir zum Dorflehrer, der mir den Stempel in den Pass drückt. Ich bin müde, meine Blasen schmerzen. Nachdem er meine wunden Füße gesehen hat, macht er sich auf den Weg, den Dorfdoktor zu suchen. Mit ernstem Gesicht sticht der Doktor durch meine Blasen und zieht einen Faden durch.

Am nächsten Tag breche ich sehr früh auf. Es ist ein wunderschöner Weg über einen kleinen Berg. Ich erreiche das kleine Dorf Itero del Castello. Ich werde umringt von Dorfbewohnern, die mich nach einem Imbiss in einer Bar zu einer Schule führen, wo ich mich ausruhen kann. Dann geht es weiter nach Itero de la Vega. Meine Blasen sind wieder aufgebrochen und schmerzen. Ein Dorfbewohner kommt mir entgegen und erzählt mir voll Stolz, dass dieses Dorf eine der schönsten Refugien hat. Und er hatte Recht. Stockbetten mit sauberen Matratzen und ein Bad erwarten mich. Ich bin nicht alleine in der Herberge, ein junges Paar aus San Sebastian ist angekommen. Nach einer Rast bekommen wir Hunger. Doch es gibt in dem Dorf kein Restaurant. Wir werden durch einen Hintereingang in ein kleines Lebensmittelgeschäft geführt, wo wir alles für ein gutes Picknick in der Herberge bekommen.

Am nächsten Tag geht es weiter nach Fromista. Der Weg führt durch Getreidefelder und Sonnenblumenwiesen.

Zwischen Getreidefeldern und Sonnenblumen
ein Seil spannen in den Spuren einer tiefen Stille
sanft beugen sich die Ähren dem Wind.

Fromista ist eine Kleinstadt mit der hochromantischen Kirche Sankt Martin. In der Pfarrei San Pedro ist ein Refugium für Pilger.

Am nächsten Tag geht es weiter nach Carrion. Nach 20 Kilometer gehen, erreiche ich die Stadt und komme in die Parroquia de Santa Maria, das zum Pfarrhaus der Kirche gehört. Die Haushälterin des Padre empfängt mich freundlich und zeigt mir die Schlafstätte. Es ist eine schöne Herberge mit einem großen Garten und Stockbetten. Es sind schon einige Pilger da. Der Padre kommt zur Begrüßung und wir bekommen unseren Stempel in den Pass. Wir sitzen zusammen bei einem gemütlichen Picknick und einem köstlichen Klosterwein. Nach einem Besuch des Monisterio de San Zoilo fallen wir müde in unsere Betten.

Um sieben Uhr früh werden wir vom Pfarrer herzlich verabschiedet und es geht weiter nach Sahagun. Auf dem Pilgerweg geht jeder alleine. Man trifft sich manchmal in den Herbergen wieder. In Calzadilla de la Cueza treffe ich meine Freunde wieder und wir beschließen in der Refugio Ledigo nach 30 km Wanderung zu übernachten. Als wir die Herberge sehen, vergeht die Müdigkeit schnell. Keine Betten, nur ein Raum ohne fließendes Wasser, überall Schmutz. Wir beschließen 15 km weiter nach Sahagun zu pilgern, wo wir wieder in einer Schule landen und in Schlafsäcken am Boden schlafen müssen.

Am nächsten Tag nehme ich mir nur eine kleine Strekke vor nach El Burgo de Ranero. Meine Wunden sind verheilt, doch es sind neue Blasen dazu gekommen.

Dort erwartet mich eine schöne Refugio mit Schlafräumen und einem offenen Kamin für Pilger im Winter. Dort lerne ich eine spanische Pilgerin kennen und sie besteht nach einem Blick auf meine Füße darauf, einen Arzt zu besuchen und wir warten auf den Medico, den die Bewohner überall in den Bars suchen. Meine Wunden werden optimal versorgt sodass ich am nächsten Tag weiter nach Leon pilgern kann. Leon ist die Hauptstadt der Provinz Leon, berühmt durch die gotische Kathedrale und die Basilika San Isidoro. Ich lasse meinen Rucksack in der Refugio Los Canonigos de la Basilico de San Isidoro und schlendere durch die Stadt. Bei meiner Rückkehr ist die Herberge voll besetzt mit Irländern, Spaniern und Basken. Ich bin müde und schlafe schnell ein, aber nicht lange. Durch einen Streit zwischen Basken und Katalanen werde ich geweckt. Ich bin die einzige Frau in der Refugio und breche früh am Morgen auf. Eigentlich hatte ich vor, nur eine kurze Strecke zu gehen, doch eine Pilgerin empfahl mir die Refugio in Villdangos de Parama und ich muss noch 20 km weiterlaufen. Es ist eine schöne Unterkunft mit Schlafräumen und Duschen. In einer versteckten, kleinen Bar genieße ich spanische Küche. Am nächsten Morgen merke ich, dass ich meinen Pilgerausweis, Dokumente und mein Tagebuch in der Refugio in Leon vergessen habe nach dem schnellen Aufbruch am Morgen.

Ich sitze am Straßenrand und habe keine Idee, wie ich wieder nach Leon komme. Den ganzen Weg zurück gehen möchte ich nicht mehr. Auf meinem Pilgerweg habe ich erkannt, dass manche Lösungen viel näher sind als man denken kann. Ich denke an die Worte des Meisters Eckhart:

Nichts hindert die Seele mehr Gott zu erkennen als Zeit und Raum.

Ich weiß nicht, wie lange ich am Straßenrand gesessen bin, ohne ein Auto zu sichten. Plötzlich bleibt ein Lastwagen vor mir stehen und nimmt mich mit nach Leon. Ich finde meine Dokumente unter dem Bett und kann mit einem Padre zurückfahren zu meiner Herberge.

Um 6 Uhr früh breche ich auf nach Hospital de Orbigo. Der Weg geht lange entlang der Straße. Belohnt wird man das letzte Drittel des Weges, der über die wunderschöne und sagenumwobene Puente del Paso Honroso führt. Eine einfache Herberge erwartet mich mit Blick auf die Brücke.

Den Großteil meines Pilgerweges habe ich nun schon hinter mir. Es geht weiter nach Astorgo und dann über



Flächenfraß, Zeichnung von Ingonda Lehner, 2025

den 1330 Meter hohen Cebreiro Pass, auf dem sich das älteste Gotteshaus auf diesem Weg befindet. Aus der Keltenzeit findet man in dem romantischen Dorf noch die alten, strohbedeckten Häuser – die Pallozas.

Jetzt bin ich meinem Ziel ganz nahe. Nun geht es über die grünen Hügel von Galizien nach Santiago de Compostela.

Ich blicke zurück auf den Cebreiro Pass.
Keinen Vorzug will ich dem Alten, dem Vergangenen geben
im Aufgehen der Sonne soll der Tag erwachen
und Gedanken in die feuchte Morgenerde pflanzen,
in der sich Hoffnung um keimende Halme windet
keinen Vorzug will ich dem Vergangenen geben
im Aufgehen des Mondes soll die Nacht ruhen
Träume an Wolken hängen, die über Horizonte wandern

über Welten kriechen die Gezeiten
die Wellen höre ich branden
das Neue halte ich in meiner Hand.
Santiago de Compostela

Ich betrete die Kathedrale durch das romanische Südportal. Der Hauptaltar ist über dem Grab des Heiligen Jakobus. Der Altar ist mit Baldachin vergoldet, in der Mitte die lebensgroße, sitzende Figur des Apostels.
Mit Andacht berühre ich seinen Fuß.
„Ultreya“ Jakobus, lass uns weitergehen.

nachtphase

in die ohnmacht des schlafes zu sinken.

wie sich die ohren füllen,
langsam, mit dem fruchtwasser
der vor-zukunft.
zu boden schaukeln, langsam,
sinnenberaubt, schlafgelähmt,
auf dunklen zeitlupengrund,
festgehalten in nachgiebig zähen
netzen der traumspinne

die nacht ist eine muschel,
weichschleimig, dunkel verschlossen.
beim aufgehen zeigt sie
die helle
des perlmuttfarbenen morgens.

Christl Greller

Christl Greller, Wien, schreibt Lyrik und Prosa seit 1995.. Bücher: 3 Erzählbände, 1 Roman, 7 Gedichtbände. Zahlreiche weitere Veröffentlichungen in Anthologien, internationalen Literaturzeitschriften, Hörfunk, Internet. Zusammenarbeit mit internationalen Künstlern. Für ihre Arbeiten erhielt sie eine Reihe z.T. internationaler Preise. Mehr: www.greller.at

Gedichte von Verena Stegemann

Aber du bleibst fremd

ein Fremder auf Wanderschaft
durch meine Gedanken
Sehnsucht
Erinnerungen
Fieberblasen
du bleibst die stillen, kühlen Kirchen,
etwas windgleich Heilsames
du bleibst die Vorstellung
eines unerfüllbaren Traumes
dessen Zutaten ich nicht besitze
Du bleibst ein Fremder
in meinen Gedanken
der die Gatter nicht schließt,
der wandert
—-

Nachts, ein alter Name, erzogen zum Entzug,
eine bebilderte Wunde auf Wanderschaft
durch die Täler,
Sterne am Himmel und verlorene Kinder,
die einst formten, was heute sinnlos erscheint,
einen Geist, einen Körper in der
Schriftart der Fragen,
deiner leeren Bilder,
der Schatten deiner Gesichter

Nachtschattengewächs-
wohin wir erblinden,
entscheidet der Zufall

–

Der Teich riecht nach Chlor
die gebleichten Schwäne
tragen Abend
Jemand sitzt am Fenster
Er hat mal geliebt
Draußen wandern Schneekönige
in weiten Mänteln
und manche Paare halten Hände
die Seelenverwandten,
die untrennbar Glücklichen

Verena Stegemann

Verena Stegemann, geb. 1980, aufgewachsen zwischen Schiefer, Fachwerk und sauerländer Tannen, mittlerweile wohnhaft in der Nähe von Graz. Anglistikstudium, Europanomadin, soziale Arbeiterin, wortverspielt, lebensüberlebend. Schreibt bei instagram als @gezaehmtelichter über das, was fehlt.

Nacht in den Bergen

Daniel Mylow

„Sag, wonach schmeckt der Mond"?
Sie stellte diese Fragen, den ganzen Weg über durch den nächtlichen Bergwald, der so ganz anders war, als ich mir das vorgestellt hatte: geheimnisvoll, hell und einer anderen Welt zugehörig.

Das Tal lag unbewegt zwischen den hohen Schatten der Bäume. Die Stille erschien mir wie ein großer dunkler Raum. Sie lehnte ihren Körper an eine hölzerne Brüstung. Über uns leuchteten die Schatten der nahen Berggipfel. Während sie sprach, spannten sich die flachen Bögen des Mondlichts über ihr Gesicht. Wir starrten auf die zeigerlose Uhr der Sterne. Unsere Stimmen klirrten wie Fahnen im Wind. Ich lehnte auf der anderen Seite der Brüstung und sah auf ihr dunkles Haar. Wenn es Abwesenheit war, war es der Ort meines Zuhauses. Eine unsichtbare Gischt fächelte das Licht über dem Tal. Alle Töne und Laute in dieser Stille mochte ich einschließen in eine Dose, die ich nachts, wenn ich schlafen ginge, an mein Ohr hielte, und dann würde ich diese Stimmen hören, die mich daran erinnern, wie oft ich zu atmen vergesse. Ich würde niemals mehr brauchen. Ich höre ihr zu, bis uns ein plötzlicher Laut aus den Schatten des Waldes aufhorchen lässt.

Die Wirklichkeit ist anders. Wir hatten ein- oder zweimal ein paar Stunden, erinnere ich mich auf dem Weg durch den Wald hinauf zum Pass an unsere Begegnung wie an etwas bereits Vergangenes. Die Spurrillen der Einsamkeit sind an den Himmel geklebt. Es wird dunkel. Ich weiß nicht woher. Als würde uns die Rotation der Erde ins All schleudern. Der Mond in den Bergen hat einen warmen Fieberglanz. Wenn er zwischen den Wolken hervortritt, schmeckt er nach dem Atem meiner Kindheit.

Lyrik von Lydia Ruckensteiner

1.)Weitergehen

Im Gehen
Kann ich mich verlieren
Und wiederfinden
Öfter finde ich mich
Als ich mich verliere
Und wenn ich vom Weg abkomme
Taucht das Ziel unerwartet
Am Wegesrand auf

2.)Dem Stern folgen

Dem Stern folgen
Nicht im Dunkeln tappen
Nachts ist jedes Licht willkommen
Nur tagsüber scheint es überflüssig
Gerade weil es im Übermaß vorhanden ist
Tritte klingen in der Finsternis anders
Stille erschrickt vor ihrem Lärm
Mir erscheint der Boden unbekannt und fremd
Doch nie zuvor hätte ich vermutet, dass er wandelbar wäre
Es geht doch immer um das Ziel
Leuchtend und mächtig vor uns liegend
Den Untergrund nicht beachtend
Doch jedes Steinchen zählt

3.)Wege der Freiheit

Himmelwärts streben
Nie war die Sehnsucht größer
Richtungsweisend und übermächtig
Gefühle der Einsamkeit
Tief in mir schlummern sie
Ewige Schatten
Nicht greifbar, aber da
Auf und ab führt der Weg
Gleichermaßen hoch wie tief
Freiheit als grenzenloses Land
Doch ohne Halt bedeutungslos

Lydia Ruckensteiner

Lydia Ruckensteiner, geb. 1972 in Oberösterreich, Mutter von drei erwachsenen Kindern, langjährig verheiratet, entdeckte schon sehr früh ihre Leidenschaft für Lyrik und Poesie. In ihren Texten und Gedichten bringt sie meist ihre Liebe zum Leben, zur Schöpfung und zur Natur zum Ausdruck – philosophisch, tiefsinnig, spirituell. Sie behandelt Themen unterschiedlichster Art und befasst sich auch beruflich als Schreibpädagogin, Autorin und Biografin sowie als Freie Rednerin mit Wort und Sprache. Veröffentlicht wurden bisher Gastartikel auf Trauerplattformen/-webseiten sowie auf social-media. Ein Gedichtband „Gedankenflüsterei" ist 2016 im Eigenverlag erschienen. Ruckensteiner ist von der Kraft des Schreibens überzeugt und gibt ihr Wissen auch in Workshops zum „kreativen Schreiben" weiter. Ebenso fungiert sie als OÖ-Repräsentanz des Vereins „Gesellschaft der Lyrikfreunde".

Rücken an Rücken

Rücken an Rücken liegen wir
Beinchen ineinandergeschoben
Ärmchen miteinander verwoben
umhüllt von feinen Schuppen

Wind weht an unsern Schultern
Regen rinnt durch unsre Glieder
wir zittern und beben wider
und halten zusammen

Die Kraft der Sonne trocknet uns
auseinander bricht es sich
aus einem Wir wird ganz viel Ich
wir stürzen ins Unbekannte

Erstaunt strecken wir die Flügel
Luft umspielt unsern feinen Leib
ein letzter liebevoller Blick
und wir sehen uns nie wieder

Mutterbaums nackte Zweige
durchströmt schon neue Kraft
entledigt ist sie unsrer Last
und streckt die Krone in den Himmel

Wir verlassen unsern Garten
sehen zum ersten Mal die Stadt
fliegen über Seen und Felder
überqueren Meere Wälder

Manch einer landet in Büschen
in Schulternähten Jeanstaschen
klebt in Einkaufskörben Fahrradsitzen
kriecht in Nasenhöhlen Hautritzen

Nur wenigen gelingt einzutauchen
in des Stempels Grund zu treffen
auf das sanfte Ei damit geschieht
was geschehen muss

Dann bist du da
klein und zart
Wir haben vollbracht
was alle erträumt

Doch bald gehst du einen neuen Weg
findest für dich ein frisches Feld
gräbst die Füßchen in den Grund
und streckst die Ärmchen himmelrund

Schnell wird aus dir ein kleiner Baum
du trägst Äste Zweige Kätzchen
und im Frühling werden sie ziehen
so wie einst wir
ohne Wiedersehen

Karin Brand

Karin Brand, 1976 in Stuttgart geboren, studierte Germanistik und Anglistik in Heidelberg sowie Pädagogik in Wisconsin, USA. Sie arbeitet als Lehrerin in Weinheim und lebt mit ihrer Familie in Dossenheim bei Heidelberg. Seit Mai 2023 ist sie Mitglied der Darmstädter Literaturwerkstatt von Martina Weber. Veröffentlichungen in den Anthologien Und man hört sie doch. 20 Jahre Literaturwerkstatt Darmstadt (2025) und Was heißt hier Süße!? Worte gegen Sexismus (2025). Honorable Mentions beim Heidelberger Autor:innenpreis 2025.

In einer Landschaft, von der man erzählt

die sonne stampft noch über zeit
das siegel brauner farben ein.
ins gefälle der klippe, die sich fast
gierig zu den himmeln streckt, schon
kippelig im irrwitz dort, mit
sprachen, reden, welche

glut und stolz beschwören, wenn
der jüngling sich orange gebrannte
tabakdrähte stehend in sein briefchen
aus papier und spucke legt; ganz der strippen-
zieher seines leids und irgendwo hinten

don quijote, kiloschwer verspielt, im
stolzen trab – hin zu den klippen, die so
kräftig und berauschend werden,
wenn man ganz am rande weilt.

Schlafloser Traum am Gleisbett

einer fürchtet sich. und nachts
die schienen fast ein tremor.
wenn der zug heranrollt und
keiner aussteigt. nur ein

leerer koffer fällt, eine
weitere stunde ohne schloss
und riegel. wogende sohlen
auf zerstreuten kieseln. einer

fürchtet sich und ahnt die
ankunft, misst die zeit in
schweißperlen, die im
angesicht der kurzen lichter

wie verfrühte züge rollen.

Philipp von Bose

Spaziergang in die Antike (und wieder zurück)

Hans Neumann

Ich stehe auf der Anhöhe über dem Dorf Selce, im Hinterland von Pogradec. Hier stand einst vor 2500 Jahren die Hauptstadt eines Illyrischen Königreiches, Pelion. Das muss man wissen, denn die wenigen steinernen Überreste sind kaum noch sichtbar, total von Eichen und Büschen überwuchert. Nur die Nekropole mit den fünf Königsgräbern ist ein Stück weiter unter dem Hügelkamm noch zu sehen. Noch, denn auch hier nagt der Zahn der Zeit, das Weltkulturerbe wurde lange Zeit vollkommen sich selbst bzw. diversen Grabräubern überlassen. Der albanische Staat hatte wohl andere Sorgen, als sich um ein paar Steinhaufen zu kümmern.

Die „Steinhaufen" bestehen immerhin aus mächtigen, in den Fels gehauenen Grabkammern, manche zweistöckig, eine schmale Nische für einen eingemauerten Sklaven. Er hatte die Ehre, die Königsfamilie auch noch im Jenseits zu bedienen.

Wie gesagt, außer den nackten Felswänden ist kaum mehr etwas übrig vom einstigen Prunk, der Ort ist angenehm still und fernab jeglichen Zivilisationslärms.

Neben mir auf einer Steinstufe sitzt Sami, der alte Bauer, der mich freundlicherweise auf den Hügel heraufgeführt hat. Ohne ihn wäre ich womöglich stundenlang im Gestrüpp herumgeirrt, es gibt keinen Weg, keine

Hinweisschilder. Gut so. Man kann hier ohne den üblichen Touristenrummel bei antiken Ausgrabungen die Stille genießen, nur gelegentlich ergänzt durch das Summen der Hummeln und Bienen, das Zirpen der Grillen, das Flöten eines Bienenfresser-Vogels. Die Sonne erfüllt das zu unseren Füßen liegende Skumbin Tal mit warmem Glanz, der Duft blühender Kräuter liegt in der Luft. Zu dem sich jetzt der Rauch unserer selbst gedrehten Zigaretten mischt.

Sami ist ein sehniger untersetzter Mann, graue Haare, schelmische Augen, die unter dem ausgebleichten Kapperl hervor blinzeln. Ich habe ihn weiter unten auf einer steilen Wiese getroffen, nachdem ich meinen arg schnaufenden Bulli mit aufgeklappter Motorhaube am Wegrand abgestellt hatte. Er kam gerade von der Heuarbeit, den Rechen lässig auf der Schulter, schien keine Eile zu haben. Er erklärte sich sogleich bereit, mir die Felsengräber zu zeigen, und bald keuchten wir beide den steilen Weg hinauf. „Das Alter!", meinte er grinsend, auf seine grauen Haare und die Falten in seinem wettergegerbten Gesicht deutend. Überhaupt unterhalten wir uns prächtig in der Körpersprache, keiner von uns beiden beherrscht die Sprache des anderen.

Aber die wesentlichen Dinge des Lebens sagt man sowieso mit der Sprache des Herzens – wie Antoine de Saint-Exupery den kleinen Prinzen so treffend sagen lässt. Wenn man sich verstehen will, braucht es nicht viele Worte. (Und wenn man sich nicht verstehen will /kann, dann wird man auch in endlosen Wort-Kaskaden immer am anderen vorbeireden – ist zumindest meine Erfahrung).

Nur bei den Kopfbewegungen muss ich aufpassen: Kopfnicken bedeutet bei den alten Albanern wie in Griechenland „Nein", Kopf zur Seite bewegen „Ja". Da muss man seine eigenen Körperreflexe ständig kontrollieren.

„Dort unten – der Skumbin?", frage ich. Sami schüttelt den Kopf. Also „Ja".

Entlang dieses Flusses führte einst die „Via Egnatia", die wichtige, von den Römern erbaute Verbindungsstraße zum Schwarzen Meer. Ich versuche mir in der flimmernden Frühsommerhitze die von Cäsar geschickten Legionäre vorzustellen, wie sie da in ihrer Rüstung über 1000 km von Rom aus Richtung Byzanz marschierten, über steile Bergpässe, durch enge Schluchten, auf einer mit groben Steinplatten 6 m breit gepflasterten Straße. Die tausenden Sklaven, die diese Todesstraße erschufteten, ähnlich den billigen Lohnsklaven, die heute in den Golfstaaten in glühender Hitze die Wolkenkratzer hochziehen.

Natürlich diente die Via Egnatia auch dem Handel zwischen Asien und Europa.

Und den christlichen Kreuzritter-Heeren als Aufmarsch-Verbindung, um die Vormacht Europas im Vorderen Orient zu sichern (woran sie kläglich scheiterten!).

Meinen alten Begleiter Sami dürften all diese Geschichten wohl kaum jucken, er zieht genüsslich an seinem Tschickstummel und wartet geduldig, bis der komische Tourist seine Erinnerungsfotos geschossen hat. Dann marschieren wir langsam wieder den Berg hinunter, Sami vorsichtig mit seinem Stock den Weg vor uns im hohen Gras sondierend. Seine Handbewegungen sind eindeutig: wellenförmiges Armschwenken - Schlange! - dann ein sausender Hieb durch die Luft: da gäbe es im Fall des Falles einen kurzen Prozess. Ich bemerke auch eine auffällig blühende Blume - schaut verdammt nach Orchidee aus! (Und ist auch eine Orchidee, wie mir Bernd, mein „Orchideen-Guru", später erklärt: die „Bocks-Riemenzunge").

Unten an der Weggabelung angekommen, gibts natürlich noch kein Abschiednehmen: Ich muss unbedingt mitkommen zu Samis Haus. Wir umrunden eine angepflockte Kuh und einen neugierig mit den langen Ohren schlackernden Esel, verscheuchen ein paar aufgeregt gackernde Hühner, dann sitzen wir schon unter dem



marakesch garden, Foto: Christian Pauli

Vordach eines ziemlich großen Hauses. „Amerika“, ist alles, was ich aus Samis Erklärungen heraushöre. Da dürfte wohl wie so oft hier ein Sohn oder Verwandter nach Amerika ausgewandert sein und das nötige Kleingeld für den Bau des Hauses geschickt haben. Es sind fast durchwegs alte Leute, die sich hier - auf sich alleine gestellt - in den Bergdörfern durchs Leben mühen: eine Kuh, ein Esel, zwei Schweine, ein paar Hühner. Ob er Muslim sei, frage ich Sami. Er macht eine abwehrende Handbewegung, und zur Untermalung seiner Religions-Abstinenz lässt er sich von seiner stämmigen kleinen Frau gleich zwei Gläser Raki bringen. Der selbstgebrannte Traubenschnaps verbrennt mir die Speiseröhre, aber da muss man halt durch. Sami schnalzt vergnügt mit der Zunge, spannt ostentativ seinen Bizeps unter dem kurzärmeligen Hemd an: Das gibt Kraft! Weiter gehts mit der gutgemeinten Gastlichkeit: als nächstes kommt eine Schüssel Kirschenkompott auf den Tisch, und als krönender Abschluss zwei große Gläser mit kalter Sauermilch. Mir dreht sich schon im Voraus der Magen um, doch was soll ich tun? Sami stürzt mit Genuss die Lekkereien hinunter, schaut mich dabei erwartungsvoll an.

Hans Neumann,
Jg.1953, gebürtiger Obersteirer, Zuagroaster Südburgenländer, kleiner Bio-Bauernhof in Neustift b. Güssing, pensionierter BHS-Lehrer (Englisch, Französisch). Verfassen von Aufsätzen, Reportagen, Gedichten, Songtexten (Mundart). Gelegentliche Gigs (Gitarre, Mundharmonika, Gesang,..)

Also Augen zu und Bugs hinüber! Wer könnte so einem fröhlichen alten Ehepaar die Freude am Bewirten verderben ...

Zum Schluss bringt „Frau Sami“ noch zwei kleine Tassen mit heißem türkischem Kaffee, lacht dabei mit all ihren Zahnlücken. Ich spendiere Sami ein paar Zigarillos, worüber er sich freut wie ein Christkindl. Er steckt sich sogleich einen Glimmstängel an, und so paffen wir eine Weile stumm vor uns hin, schauen der Glucke mit ihren putzigen Küken zu, wie sie im sandigen Hof scharren. In einer Ecke des Hofes verschläft der Hund die Mittagshitze in seiner Hütte, Fliegen summen eifrig um die Reste der Milchschüssel für die Katzen herum. Wie nennt man solche Momente: Idylle – Tao – Eins-Sein mit Allem ...?

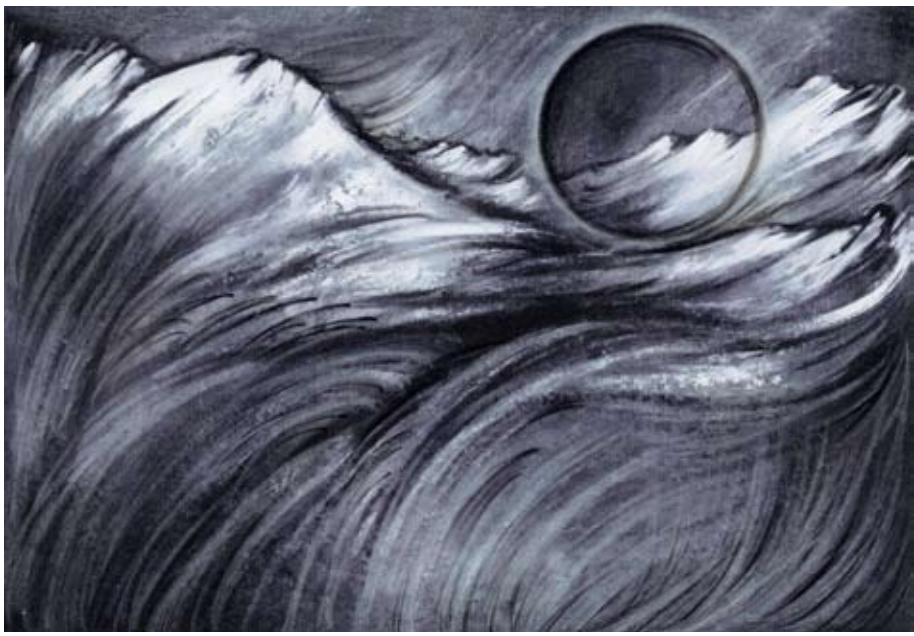
Die Zigarillos sind abgebrannt, der Schnaps getrunken – Zeit zum Abschiednehmen. Samis Frau will mich zwar noch zum Mittagessen einladen, doch die „Aperitifs“ von vorhin haben meinem Magen schon einiges abverlangt, wer weiß, welche Köstlichkeiten mich da noch erwarten würden ... Ein anderes Mal vielleicht.

Sami wird sich nach dem Essen eine Siesta gönnen, bevor er sich wieder seiner Heuwiese widmet. Ich wünsche den beiden Philemon und Baucis viel Gesundheit („Gezuar!“), dann spaziere ich zurück zu meinem Reisefahrzeug, vorbei an der verdutzt glotzenden Kuh und dem neugierigen Langohr.

Die Via Egnatia wartet schon auf mich, unten, im Tal, am Skumbin Fluss.

krüppelkiefern und steine

Sybille Fritsch



Da droben, Bild von Ingonda Lehner

als die sonne tiefer steht, fallen korkgraue schatten über die wiese. Die schatten sind nicht voll und rund; geäderte labyrinthe bilden sie und verzweigte ahnungen von einem weg. Ich bin schon eine weile gestiegen, den krüppelkiefern zu, die jetzt das recht dessen fordern, dem dünne luft nichts anhaben kann. Und die wiese unter meinen füßen ausdünnen und blau färben. Meine wangen streift der atem eines kühlen abendwindes und kühlt auch meine stirn. Die krüppelkiefern, geschwister von sterblichkeit und widerstehen, rühren mein herz – ihr schwestern, die ihr das leichte schwernehmt und euch von schwerem das herz aus dem leibe reißen lasst, seid mir willkommen auf der hälfte des weges. Erinnert mich, dass kein lachen die sonne in der welt halten kann und keine heilige träne die andere seite des mondes für immer netzen.

Mein atem geht schneller; ich merke, wie ich meine schritte beschleunige. Mich zieht es nun in die dünne luft. Ich bin gerüstet, wenn auch noch nicht genesen. Eine letzte fanfare in moll, lehnt sich die sonne am horizont gegen den ewigen kreislauf von stirb und werde auf und setzt dem blau und grau und schwarz rotgoldorange entgegen. Aber ich weiß schon, auch diese schwester wird vorübergehen; auf die schönheit ist kein verlass. Wenn dunkel sich die lippen leckt, müssen wir sterblichen sie lassen. Wir ahnen mehr als wir wissen, dass sie wiederkommen wird, dass sie dauert, auch wenn sie nicht mehr ist. Um diesen gedanken auszuhalten, habe ich mich zu den krüppelkiefern durchgekämpft, die nun ihre arme ins schwarz strecken wie ein flehen. Ich erkenne sie deutlich in der farblosigkeit dieser nacht – und wo ich sie nicht sehe, höre ich ihr seufzen, das sich mit meinem mischt, als ich mich niederlasse auf den harten, sandigen boden. Meine hände fahren durch den staub, ertasten letzte karge, ängstliche grasbüschel; wenn ich die arme ausbreite, kann ich die der krüppelkiefern fassen. Mein rücken ruht am abhang. Meine augen durchdringen die nacht und suchen den horizont ab nach alten, tröstlichen geschichten. Aber da ist kein stern aufgegangen, kein mond zu sehen – kalt weht der abendwind...verschon uns gott mit strafen...ich schließe die augen und übergebe mein leben an das, was da kommen mag.

Schlaf brauche ich keinen mehr. Und so wandere ich weiter. Und die luft wird dünner, und die gesichte werden klarer. Die krüppelkiefern wispern mir zum abschied geheimnisse zu, die nur selten ein erdenkind gehört hat. Wie das alter schön und furchtbar sei; wie auch die verkrüppelten träume schatten spenden können, wie der sandboden vom regen auswäscht und doch nie aufhört, ihre genügsamen wurzeln zu schützen. Sie geben mir die gabe des gebückten kampfes mit auf den weg, schenken mir nächte des überlebens, packen nächte des grauens dazu und zum schluss noch offenbaren sie mir, wie gott auch diese nächte des grauens füllt. Ich nicke ihnen zum abschied noch einmal zu. In diesem leben werde ich keine nacht mehr mit ihnen teilen. Aber sie werden die nächte meines lebens bewachen, gebückte wächter, mit denen es ein fremder erst einmal aufnehmen soll. Denn, was er an kraft ihnen voraushaben mag, machen sie durch zähigkeit wieder wett und jeder schnelligkeit bieten sie ihre wetterharte stirn und erfahrung zum trotz.

Ich ersteige weiter den berg, ich drehe mich nicht mehr um. Die träume, die nicht dauern, sind nicht zu erinnern.

Nur steine sind noch die gefährten auf meinem steilen weg bergauf. Wenn die sonne scheint, dienen sie echsen als sonnige plätzchen. Urgetier, genügsam und scheu. Wenn es steil bergauf geht, rollen die steine unter meinen füßen davon, und ich komme ins straucheln.

Doch nie denke ich ans aufgeben. Nie an den weg zurück. Meine füße sind wund. Aber wenn ich nur weiter zutrete, ohne zu zögern, fühlt sich der schmerz angenehm an, wie ein guter freund, der mir auf die beine hilft, wenn ich aufgeben will.

Sybille Fritsch, (Hannover und Windheim)
ist eine deutsche Lyrikerin und Philosophin.
Gedichte in Anthologien seit den 80ger Jah
ren, 5 Lyrikbände und 2 Bände lyrische Prosa

Die Schönheit der Nacht

Steig in dies Boot - noch, Herz, hast du Zeit
Dich wiederzufinden, das Boot steht bereit
Den Mond zu berühren, der tief in das Meer
Eintaucht seine Seele, von Ängsten nicht schwer

Ewig schon ist der Mond dein Gefährt
Wonach deine Seele in Nächten begehrt
Er näht dir Gewänder aus buntestem Garn
Aus Träumen, die einstmals
dein Wimpernschlag warn

Steig ein, mein Herz, du pochst wie noch nie
Die Stimmen der Welt, sperr sie ein und entflieh
Den grauen Gesichtern, so grau wie ein Stein
Dies Boot steht bereit, Herz, fass Mut und steig ein

Kennst nicht das Ufer, kennst nicht dein Ziel
Doch spürst du die Weite, es war nie so viel
Erwartung in dir, denn der Sturm stürmt hinaus
Die Stimmen aus dir, du kehrst wieder nach Haus

Spürst du den Wind des Meeres, in sich
Verbirgt es die Sehnsucht, ernährt sie,
Herz, sprich:
Suchst du nicht manchmal
schlafwandelnd nach ihr
Wonach du gesucht, Herz, es ist alles hier

Steig in dies Boot, es fährt dich dorthin
Wo Bäume sich wiegen in tieferem Sinn
Der Mond dich entführt in
die Schönheit der Nacht
Hier verliert jeder Schmerz seine Macht

Acheron

Über den Fluss
in ferne Unendlichkeit
Es wird kalt
doch mich lockt der Tanz
der Regen
Eisblumen auf der Haut
Keine Angst
vor dem Tor vor mir
hindurch
zu gleiten
beinah schwerelos
in die Schönheit den Frost
Im Tanz
im Regen zu sein
Nur noch Eisblume
und der Fluss
und die Ferne

Unendlichkeit

Ilona Daniela Weigel (-Benning)

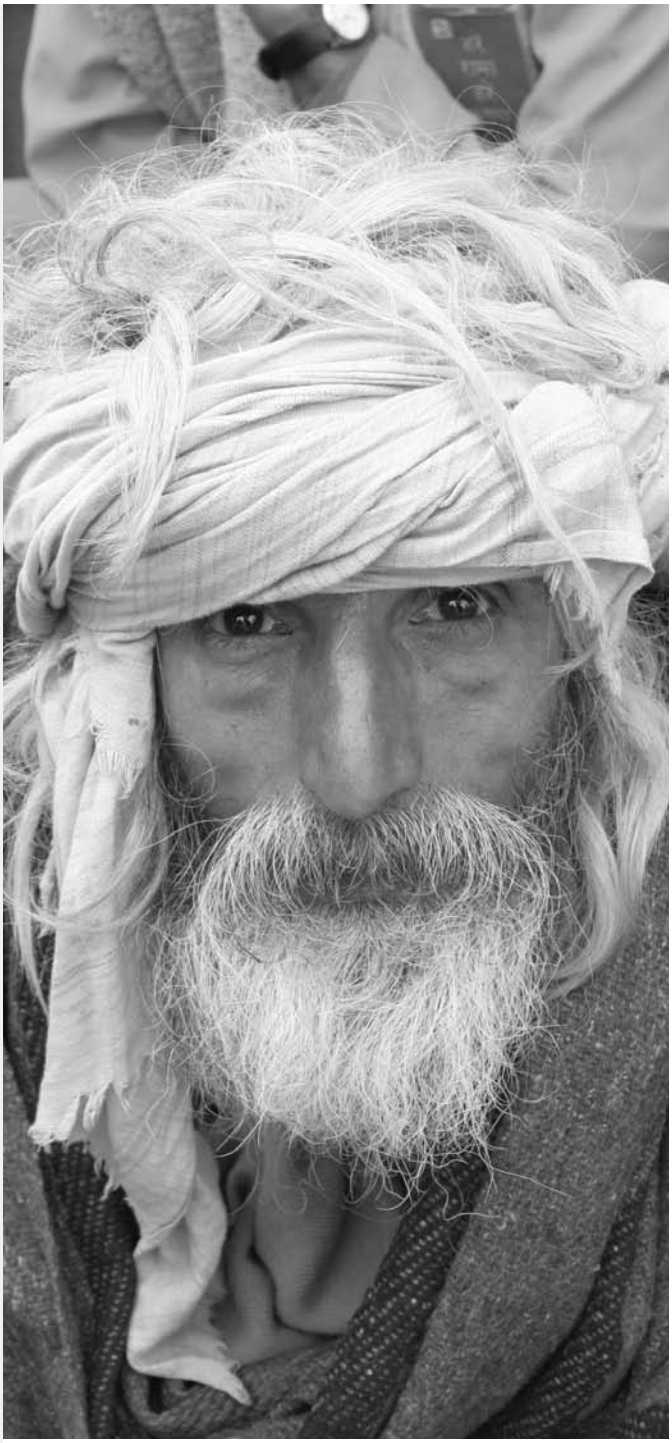


Foto: Werner Dornik©

Ilona Daniela Weigel-Benning: * Juni 1982 in Böblingen, verheiratet seit 2017, Studium der Rechtswissenschaft in Tübingen, Umschulung zur Präsenzkraft für Demente, Ausbildung zur examinierten Pflegefachkraft, Fort- und Weiterbildungen in der Pflege, nach Krankheit und Neuorientierung Medizinprodukteberaterin | Mitglied in Autorenverbänden, 1jähriger Fernlehrgang „Das lyrische Schreiben", diverse Gedichtveröffentlichungen seit 2005 u.a. in der Driesch, etcetera, Pappelblatt, bei Lumen, Balthasar, wort&mensch und der Bibliothek deutschsprachiger Gedichte | Interessen: Lyrik/Weltliteratur/Fachliteratur, Malerei, Musik, Tanz, Theater, Konzerte und vieles mehr, aktiv in freier christlicher Gemeinde

Alp Hüseren

(unpublizierter Auszug aus einem Manus für eine geplante Novelle)

Claudia Storz

Meldung der Schweizerischen Depeschenagentur, 5. Januar, 2001:

„Gestern entdeckte der Helikopter der Rettungsflugwacht um 14.00 h auf der schneebedeckten Alp Hüseren ob dem Chärstelenbachtal zufällig einen Mann, der auf dem Dach eines eingeschneiten Maiensässes stand. Der durchfrorene und schlecht ernährte Mann war am 30. Dezember auf die Alp Hüseren hochgestiegen. Die unerwartet grossen Schneefälle vom 30. und 31. Dezember waren ihm zum Verhängnis geworden. Die Hüserenalp ist seit dem 31. Dezember vom Urner Tal abgeschnitten, da eine Lawine den Mast der Gondelbahn beschädigt hatte (vgl. dpa vom 1. Januar). Er war nicht als vermisst gemeldet worden."

Heute ist ein zwiebelweisser Dezembertag. Eine schlafende Welt steht vor dem Jahresende. *Rauhnächte* nannte Grossvater diese Zeit der zwölf Tage nach der Sonnenwende.

Warmer Atem hängt vor Wisels Gesicht, er hat sich beeilt. Die Türfalle der Gondelbahn lässt sich nach links und nach rechts drücken, das hat der Mann unten an der Alp nochmals erklärt. Ohne Erstaunen hat er dann den Motor angeworfen. - Wie viele sind gefahren die letzten Tage? - Vielleicht neun oder zehn, die meisten bleiben auf Mittellegi, da sind die Häuser noch bewohnt. Wir haben wenig Schnee, seit November hat es nicht geschneit, angekündigt sei zwar schon länger einer, aber es ist zu warm, doch hier oben kann es überraschend wechseln.

Wie eine graue Perle fädelt sich die Kabine am Leib des Berges hoch. An seinen Borsten, Barthaaren, Narben von Lawinen und Jahrmillionen.

Zur Herberg hier für kurze Zeit, doch Heimat ist die Ewigkeit

So steht am Gasthaus unten im Tobel. Trotzdem ist der Kachelofen dort warm, die Käseschnitte war weich, hell und heutig gewesen. Vielleicht morgen die Älplermagronen. Wärme taucht auf und Lachen in seiner Erinnerung. Hell, gross, warm.

Russfarben steigt die Bergflanke vor der Scheibe hoch. Und immer wieder das Zwiebelweiss des uralten Schnees. Das leere Drahtseil baucht sich vor dem Hang. Allein gehen, allein sein, der einzige Mensch. Am Ende der Tage. 30. Dezember.

- Dreh oben stark an der Kurbel, wenn du wieder runter willst und sprich ins Mikrophon – falls du denn überhaupt wieder runter willst? du kennst das ja, Wisel - dann schalte ich den Motor an und schicke dir die Gondel hoch. Du weisst es, zur vollen Stunde sitz ich bereit hier im Hüsli von morgens sechs bis abends sechs. Stündlich auf Abruf - obwohl kaum jemand zu erwarten ist. Auch winters.- Ist denn Aline oben? Wisel murrt verneinend. Hier kennen sich alle bei Namen.

Wer sich oben auf Hüseren von der Gondelstation entfernt, muss eine Unterkunft kennen. Die Alp ist unbewohnt im Winter und der Alte an der Station – Fritz Epp heisst er doch? zählt die Menschen - die hochfahren - nicht. Oft lässt er sich sogar durch seine Schwiegertochter vertreten. Wer zurück kommt, kennt Gondelbahn, Zeitplan und Kurbel.

Der Schlüssel in seiner Hosentasche birgt Wärme, scheint ein Batterieherz zu haben, verbreitet Wohligkeit am Oberschenkel. Die Gondel gleitet matt entlang einer Wiese. Auf der Krete darüber werden russgraue Holzhäuser sichtbar, mit grauer Mütze auf dem Dach. Er macht Spuren eines Hasen auf einem Schneeband aus, zwei Tritte - einer - zwei Tritte - einer - zwei Tritte, quer zum Abhang.

Alt und gleichmässig rauh, werden die Ausläufer der riesengrossen Windgälle sichtbar. Nicht unsere Gondelmasten wie Zahnstocher in ihrem Fleisch, nicht unsere Bohrungen und Tunnels können ihr, der massiven grauen Wand etwas anhaben. Doch würde ein einziger Atemzug ihrerseits, ein Schütteln und Schleudern und Werfen aus ihrer Höhe sämtliches menschliches Gekrabbel wegwischen.

Auf dieser Alp bin ich als Kind oft gewesen. Ein mattgrüner See, Bäche, Gelächter und schneeweisse Frauenwaden. Als Junge suchte ich im Bach nach Kristallen. Grossmutter hat den Unterrock gerafft. Im Takt eines Augenlids sprang ein Fisch im See. Winters sind die drei Gehöfte verlassen, der Bergsee gepanzert mit Eis, Kühe und Schafe abgezogen. Bekränzt haben sie den Sommer eingebracht, Bergheu, weissen Käse, einige diesjährige Kälber. Warm gesömmert das Fell oder geschmückt von ersten Schneekristallen, oft schon im September.

Da stände der Gaden, nah an der Gondel. Die Liebe kam dann dazu. Wisel wischt sich übers Gesicht. Seine Liebesgeschichte mit Aline. So kam es, dass eine Walliserin und ein Urner gemeinsam einen Gaden teilen auf der Alp. Wir kommen und gehen, wie es uns gefällt. Jetzt scheint sein Metallschlüssel gar zu glimmen in der Hand in der Hosentasche. Ein Schlafgaden mit sechs Pritschen – Frauenseite und Männerseite wie in der Dorfkirche unten getrennt – unterm Dach, dazu eine einfache Wohnküche. Ein hölzernes Blockhaus. Abgeschieden.

Alles haben sie im Sommer eingewintert, meist kommt im November der erste Schnee, doch jetzt - der See ist nicht gefroren – Sonnenflächen gabs in letzter Zeit

viele, ganze Südwiesen sind wieder grün. Man staunt ob einigen Schneeresten bei all der Sonne. Geometrisch und geographisch ist die Alp das Herz der Schweiz und trotzdem im Winter einsam wie der Nordpol. Selbst die Gondel musst du heranrufen, um über die Nordflanke hinunter zu kommen. Das Haus haben wir mit Scheiterbeigen eingerüstet. Was du brauchst, sollst du ergänzen, einige Stämme stapeln am Dreieckstein, der Spaltstock steht bereit.

Jetzt fällt ihm die hölzerne Vorderwand der Gondel auf. Die hat zwei Türen, seltsam, das hat er noch nie bemerkt. Da ist nicht nur die schmale Metalltür zum Öffnen für die Menschen, da lässt sich sogar die ganze Vorderfront wie eine Türe unter dem Fenster wegklappen. Die Bodenfläche beträgt etwa zwei auf einen Meter. Mit dieser seltsamen Gondel ist er noch nie hochgefahren. Das muss die Rettungsgondel oder die Tiertransportgondel sein. Oder die Totengondel. Das leuchtet ihm ein: Wenn jemand verletzt ist, oder wenn der alte Bauer im Sommer in die ewigen Jagdgründe eingeht, können die kleinen Sitzbänke hochgeklappt und die Bahre kann mit dem Körper durch diese hölzerne Ladeluke geschoben werden. Ein liegender Mensch und sein Begleiter hätten gerade Platz. Er betrachtet die Scharniere unten, etwas Rost hat sich angesetzt. Ein Verschluss unter dem Fenster, ein einfacher Riegel, gesichert mit einer dünnen Kette. Falls es ihm nicht gelänge, diese seltsame Türfalle zu öffnen, da könnte er die ganze Seitenwand wegklappen. Es handelt sich hier um die Rettungsgondel. Bis jemand an der Kurbel drehte und ins Sprechrohr riefe?

Die Kabine schwingt in der Auslaufstange und kommt zum Stillstand. Möglichst schnell aussteigen. Die Türfalle lässt sich im Halbkreis drücken, nach links und nach rechts, hat Epp gesagt. Muss ich die Falle jetzt senkrecht stellen? Ruckeln, ziehen. Es gelingt, aus bald dreissig Jahren Berglerleben. Mit grossen Schritten aufs Gitter springen. Aufatmen. Die Jacke öffnen. Bergwind streicht ihm mit kühlen Fingern unters Hemd, die verklemmte Tür hat ihn doch zum Schwitzen gebracht! Diese Luft. Fast möchte man glauben, süss sei sie. Atmen. Aufatmen. Ein kleiner Weg führt aper auf die Alp hinunter. Am Wegrand wieder ein Rest Schnee, zerlöcherter Karst, gelb gesprenkelt hie und da. Pisse von wem? Angekommen auf meiner Alp *Loneliness*. Es wird schon dunkel. Aber er würde ohnehin allein sein und könnte sich hinlegen, morgen würde er wieder hinunter, er hat fast nichts dabei. In der Hütte liegt noch Notvorrat. Der wird genügen, denkt er.

Epp hat gegrinst, als er das vom Nichthinunterwollen sagte. War das eine Anspielung auf seine Liebesgeschichte mit Aline? *Love, Crime and Money,* diese Geschichten machen im Dorf schnell die Runde wie überall. Man kann nicht immer nur über Gebresten, trächtige Kühe und Totgeburten reden, auch in den Bergdörfern nicht, die jetzt doch auch mit quäkenden Telefönchen an die Welt angebunden sind.

Die Männer hier sind offenkundig, denkt er, auch die Frauen hier im Dorf, braungebrannt, wettergegerbt. Sie



Blick in die Ferne, Zeichnung von Ingonda Lehner

haben kein Geheimnis, denkt er, Geheimnisse hat er erst in den Büchern kennengelernt. Sein Grossätti hatte den *Goldenen Ring von Uri,* da kamen Geheimnisse vor. Faszinierend sind für ihn vor allem die Frauen der Stadt. Aline. Das sind Frauen wie Muscheln, verschlossen, perlmutterschillernd. Muscheln, die sich nur am kleinen verzahnten Scharnier öffnen liessen, hart zu knacken. Zwischen den zwei Schultern diese milchweisse Mulde unter dem Hals zwischen den Schlüsselbeinen. Da liegen ihre kleinen silbernen Boote vor Anker. Der Schmuck, den Aline stets nah am Hals trägt in dieser kleinen Kuhle, sommers und winters. Ihre halsfernen Blusen, obwohl sie ständig friert, hustet und schnieft. Im Bett, eine Andeutung von Bizeps an den Oberarmen, darunter weich und verborgen die Achselhöhle, das Nest, er mochte es mit feinem, hellem Haar gepolstert. Leicht abgestanden nach Metall duftend. Er liebte es seine Hand in ihre Achsel zu legen.

Er passt nicht ins Tal, das hat seine Mutter früh bemerkt, denn sie ist eine Auswärtige und hat ihr Leben lang darunter gelitten, obwohl sie auch eine Urnerin ist, aber aus dem Haupttal, von Gurtnellen. *Sie isch vo Gurtnälle, das seit alls!*, haben die Nachbarinnen gemunkelt. *Er isch wie es Wiib, es Wiibervolch,* das haben die Buben der Schule gehöhnt. Seine Kollegen haben Grashalme den dicken Kröten in den Arsch gesteckt und er hat darüber geweint. Er passe nicht ins Tal, er sei ein Romantiker wie sie selbst, hat ihm seine Mutter erklärt.

Er ist bei seinem Gaden angelangt und der Schlüssel passt. Immer diese Bilder. Da hört er Donnern. Ein Donnern am Himmel, an der Windgälle? Donner im Winter? Ein Wetterumsturz? Es kann hier blitzartig wechseln. Auch im Winter. -

Claudia Storz wurde 1948 in Zürich geboren und lebt als freie Schriftstellerin – seit ihre Töchter erwachsen sind – in Aarau (CH), Salzburg (A) und La Napoule (F). Ihre Heimatorte sind Gänsbrunnen SO und Aarau. Sie studierte Anglistik und Germanistik in Zürich und Oxford und schrieb 1977 eine Doktorarbeit über mehrdeutige Wortspiele auf Werbeplakaten in der Londoner U-Bahn, DELIBERATE AMBIGUITY. Später hat sie viele Jahre in einem kleinen Teilpensum am Erwachsenengymnasium in Aarau unterrichtet. Zahlreiche Bestseller und auch Theaterstücke.

Elba

Über die Berge hin

müsste man,
über duftende Hänge
und Felsengestein,
durch flimmernde, flirrende Luft
müsste man
irgendwie
über alle Berge hin
aus einem guten, großen, unbekannten Grund.

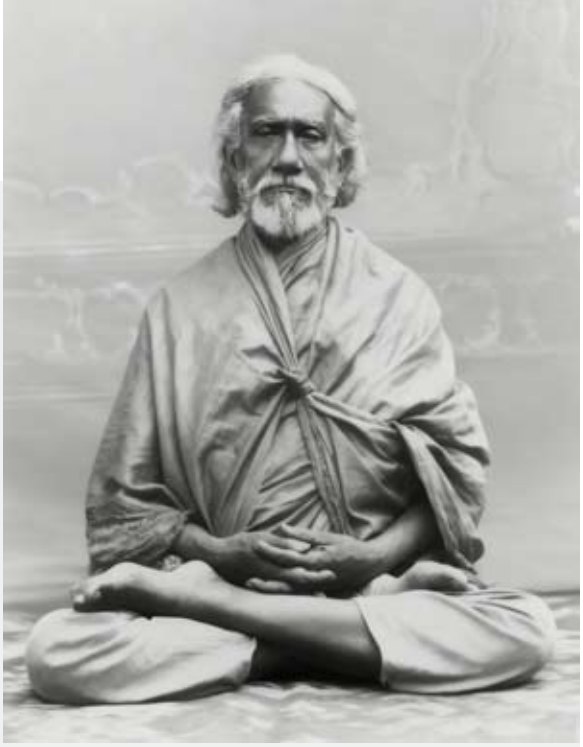
Es saugt und zieht in meinen Ohren.
Jetzt.
Und jetzt nicht mehr.
Und jetzt wieder.
Das ist die Brandung am Norsi-Strand.
Rhythmisch wie Atem. Wie Musik.
Und dennoch anders bei jeder Welle.
Ein Hörbild,
das in den Ohren bleibt.
Erste Lektion in der Sprache des Meeres.

Tage am Strand sucht man sich nicht aus,
sondern umgekehrt:
Sie sind es, die uns aussuchen,
einladen, bewirten.
Tage am Meer sind ewig
und wir Menschen sind nur Gäste,
von denen niemand verlangt
viel zu begreifen -
unsere Freude
ist unsere Höflichkeit.

Einfach wieder da,

als ob der Wind uns gebracht hätte.
Man hat es ja gewusst,
seit Kindheitstagen,
es kann doch nicht verloren sein,
es muss
hinter Bergen und Meeren
auf uns gewartet haben,
das Zauberland
aus Ahnung, Traum
und gerade so viel Wirklichkeit,
dass man es wiederfinden kann.

Das Gebirge senkt sich und fällt
ins Meer wie ein seidener Mantel
mit weißen, fliegenden Spitzen
und wir im Ausguck,
wir wagen nicht zu sprechen
und zu atmen kaum
und lehnen uns fest aneinander,
Schulter an Schulter,
Wange an Wange.



Sri-Yukteswar

Am Strand allein
mit dem Rollen der Brandung,
dem Aus- und Einatmen des Meeres,
diesem Brausen des rollenden Kieses,
diesem hauchenden Zurück,
immer gleich beinahe
über Stunden - und dann:
diese eine Welle,
als ob sie mich gemeint hat,
weich sich verlaufend
sanft im Sand,
ganz dicht an meinem Ohr.

Im Gesicht den Südwind,
den Möwen zu, dem Antares,
so nimmst du Fahrt auf,
Grenze um Grenze,
Horizont um Horizont.
Um zurücklassen zu können,
musst du reisen.

Ich atme feinsten Sonnenstaub,
Meeresluft und Möwenflug.
Ich atme ein und aus
und alles zieht durch mich,
selbst Steine, Meer und Küste,
selbst Menschen, Vögel, Fische.
Ich atme ein und atme aus
etwas von allem,
als einer von allem.

Peter Sonnbichler
In den Bergen geboren. In den Hügeln aufgewachsen mit Geschwistern und Tieren. Getragen von der Welle der sechziger und siebziger Jahre. Fernweh und Heimweh. Deutsch und Englisch als Studium und Beruf. Familie und Garten. Und Schreiben natürlich. „Wirf deine Krücke ins Abendrot", 2020 edition sonne und mond. „Wir Schurken", 2022.

Das Leben webt sich



Elisabeth M. Jursa legte mit ihrem letzten Gedichtband ein schönes ganzheitliches Kompendium vor. Etwa hieß es in „Leben für Leben“: mich neu ausrichten/Tag für Tag/die Füße Erde spüren lassen/Gras Moos/Steine und Wurzeln//auf Reisen gehen/Nacht für Nacht/über Wälder und Wolken gleiten/durch Elemente/Sphären Dimensionen// im Vertrauen sein/Leben für Leben/den Anker im Tropfen sehen/im Gurren der Taube/in ihrem Flug. Leicht weht Jursas Poesie dahin. Webt Strukturen, Bäume, das Leben. Das Obere und das Untere fallen in eins; Lebendiges, Schmerz, helle Freude – Lebensbegeisterung. In den ersten beiden Strophen in „Sonne im Gepäck“ etwa heißt es: aufbrechen/mit Sonne im Gepäck/und der Erwartung neuer Eindrücke//auch der Tausendste Sonnenuntergang/am Meer ist schön/und gleicht keinem anderen/ist jedes Mal neu/wie die gekräuselten Wellen/und meine Fußabdrücke im Sand/wie der Windhauch der meine Haut streift/die Palme die sich über mich neigt/und mir Schatten spendet.

Über Baumfrauen schreibt Jursa, über Anderswelten, über Borkengesichter; von Orakeln, deren Antwort man in sich selbst findet. Ein reifer Gedichtband, ein im schönsten Sinne des Wortes: ganzheitlicher; meiner Meinung nach ihr bisher bester.

Manfred Stangl

Elisabeth M. Jursa: „Das Leben webt sich“; der wolf verlag, 2024, Hardcover, 94 Seiten; ISBN: 978-3-903354-53-1

Geburtswehen einer autoritären Wissenschaft

Egal ob Corona oder Klimawandel, Gesundheits- oder Umweltpolitik, Demokratie oder Migrationspolitik - DIE Wissenschaft gibt die Richtung vor. Ihr Ruf als letzte Wahrheitsinstanz hallt durch alle Leitmedien, durch öffentlich-rechtliche Sender und regierungsnahe Social Media-Plattformen. Wer sich auf sie berufen kann, hat automatisch Recht. DIE Wissenschaft hat „gesprochen“, causa finita. Wer jetzt noch Fragen stellt, ist mindestens mal rechts, und wenn er nicht nachgibt, Nazi. So das Bild DER Wissenschaft, wie es uns spätestens seit der Coronazeit im wahrsten Sinne des Wortes eingebläut wird.

Die Realität sieht freilich anders aus. Was da als vorgebliche „Sachrationalität“ daher kommt, ist nichts anderes als ein Glaubenssystem. DIE Wissenschaft gibt es nämlich nicht. Es ist ein politisches Konstrukt, das Mächtigen zum Machterhalt dient. Die Wissenschaft nach herkömmlichem Verständnis lässt sich nicht in dieser Weise korrumpieren. Sie lebt vom Diskurs. Den aber gibt es in DER Wissenschaft schon lange nicht mehr.

Peter Strohschneider geht in seinem Buch „Wahrheiten und Mehrheiten“ der unseligen Verbindung von DER Wissenschaft als Trägerin absoluter Wahrheit mit aktivistischen Aktionen und skrupelloser Machtpolitik nach. Er beginnt mit den „Auseinandersetzungen um die Kohleverstromung, die wegen ihrer Treibhausgasemissionen beendet“ werden müsse (S. 31ff.). Hier meldeten sich unter anderem die „Scientists for Future“, ein Kreis namhafter deutscher Wissenschaftler, zu Wort. Ihr Schreiben „suggeriert einen wissenschaftlichen Konsens nicht allein in Bezug auf den Klimawandel, sondern auch vielmehr hinsichtlich der Einzelfrage des Kohleabbaus.“ (S. 35). Hier wie auch in anderen Fragen rund um den Klimawandel, aber auch rund um Corona und andere heikle Themen, vermischt sich DIE Wissenschaft mit machtpolitischem Aktivismus, wird also zum „science activicm“ (S. 61).

Während sich die herkömmliche Wissenschaft als „kognitiv“ und pluralistisch versteht, beharrt DIE Wissenschaft auf aktivistischem Vorgehen. Im Übrigen habe man ja „gute Absichten“ (S. 65), da dürfe man auch radikal gegen Andersdenkende, Abweichler von der „wahren Meinung“, vorgehen. „Follow the science“ bedeutet in diesem Sinne: Folge der von der herrschenden Politik und ihren wissenschaftlichen Handlangern vorgegebenen Meinung. DIE Wissenschaft wird dabei zur „Einheitsgröße unverhandelbarer Notwendigkeiten und Pflichten, vermittels derer sämtliche diesbezüglichen gesellschaftlichen Aushandlungsprozesse zu entscheiden“ seien (S. 68).

Während der rot-grünen Regierung in Deutschland wurden sogenannte „Bürgerräte“ installiert, die in Zukunft das politische Geschehen auf weiten Strecken entscheiden sollten. Das Konzept dieses (mittlerweile nicht mehr weiterverfolgten, aber nicht dauerhaft auf Eis gelegten) Projekts zeigt die Richtung an, in die es gehen soll: Da treffen sich ausgesuchte Bürger zu einem bestimmten Thema und arbeiten Lösungsvorschläge aus. Die Grundlage dabei bilden Vorgaben, die von DER Wissenschaft zuvor formuliert wurden und in ihrer Essenz nicht infrage gestellt werden dürfen.



Dies ist auch der Aufhänger eines Buches von Karl Lauterbach, das wenige Monate nach seiner Ernennung zum bundesdeutschen Gesundheitsminister erschien und den apokalyptischen Titel „Bevor es zu spät ist“ trägt. Darin geht es um die „enormen Gefährdungen der menschlichen Zivilisationen“ sowie den „Zeit- und Handlungsdruck“ der dadurch entstanden ist (S. 78f.). Lauterbach durchleuchtet mit der ihm eigenen schrägen Weltsicht alle Bereiche des menschlichen Lebens, dessen Gefährdung nur durch „die Große Transformation“ noch aufgehalten werden könne (S. 79). Kernstück dieser dem „Great Reset“ von Klaus Schwab abgekupferten „Weltenwandlung“ sei DIE Wissenschaft. Aus Willy Brandts „Wir wollen mehr Demokratie wagen“, wurde bei Lauterbach: „Wir müssen viel mehr Wissenschaft wagen.“ (S. 80)

Die „Verwissenschaftlichung der Demokratie“ (S. 87ff.) bedeutet - nicht bei Lauterbach, sondern mittlerweile im allgemeinen politischen Diskurs (bzw. den allgemeinen politischen Vorgaben, denn Diskurs gibt es ja schon lange keinen mehr) - demokratische Vorgänge durch DIE Wissenschaft zu ersetzen. Wer diese nicht „als Maßstab oder Leitinstanz für die Politik“ anerkenne, sei ein „Feind von Wissenschaft oder Wissenschaftsverleugner“ (S. 88). Spätestens an diesem Punkt wandelt sich DIE Wissenschaft zum autoritären Totschlagargument.

Strohschneider zeigt im Folgenden ausführlich das „Programm einer verwissenschaftlichten Politik“ auf. Was unter diesem Deckmantel die demokratischen Spielregeln außer Kraft zu setzen droht, ist eine „Szientokratie“, eine „Herrschaft der Wissenschaft“ (S. 113). Es ist „wie jedes Wahrheitsregime despotisch“. Der früher so wichtige wissenschaftliche Diskurs ist auf weiten Strecken bereits außer Kraft gesetzt. Bereits während der Coronazeit, der Strohschneider etliche Kapitel widmet, wurde DIE Wissenschaft mit zensorischen Mitteln durchgesetzt. Missliebige Meinungen wurden als unwissenschaftlich deklassiert und auf diversen Social Media-Plattformen gelöscht.

Bei allem drohendem Übel bleibt der Autor, ein Umweltschutzaktivist alter Schule, ein klein wenig optimistisch. Er setzt diesbezüglich auf „politische Klugheit“ (S. 177f.). Dann hoffen wir mal, dass diese sich auch durchsetzt.

Eduard Gugenberger

Peter Strohschneider: Wahrheiten und Mehrheiten. Kritik des autoritären Szientismus, München (edition mercator C.H. Beck) 2024; ISBN 978-3-406-81568-3

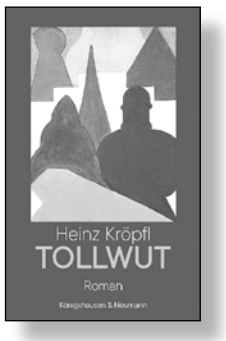
Stillegedichte, unendliche Momente



„Ähnlich wie/ wenn/Maiglöckchen/sich öffnen:/Sutren hören“. Dieses Gedicht von Gontran Peer scheint mir ein wenig wie ein Motto für den vorliegenden Band: „Und wir, die leben“. Auch „Blitz und Donner“ bietet Einschau in die Gedankenwelt des von japanischen Formen beeinflussten Dichters: „Lange/ suchte ich/ nach/ falschen Dingen“. Unterteilt sind diese Kurzgedichte nach den Anfangsbuchstaben der Titel. Das letzte: „Zwei Briefträger“: mit/hellgrüner/Weste/ - Frühlingsregen. Die Gedichte evozieren wie echte Haikus Stimmungen, wie japanische Haikus sollten sie ja im Moment die Unendlichkeit spiegeln, im Satori, dem Verschmelzen mit der Ewigkeit spirituelle Dimensionen manifestieren. Doch – ganz bewusst – schreibt Peer auch Gedankenlyrik, untertitelt sein Büchlein ja Metalyrik. Zu viele europäische Haiku-Lieferanten verstehen den Sinn des japanischen Vorbildes nicht, indem sie Gedanken über den Moment – die Unendlichkeit – stellen; diese dabei kommentierend, wie ein Ziegelstein ein Gebirge mustert. Gontran Peer unterläuft diese, möglicherweise unbeabsichtigte, Nihilierung des Spirituellen nicht. Im Gegenteil: Deutlich bekennt er sich zum Göttlichen – und damit auch dazu, dass letztendlich alles gut wird. Denn „die göttliche Seele ist unzerstörbar“.

Manfred Stangl

Gontran Peer: „Und wir, die leben – Metalyrik“; BellingsBooks Verlag, 2025, Tb, 124 S, ISBN: 978-3-907314-23-4



Heinz Kröpfl, Tollwut, Roman, Kartoniert, Paperback, Verlag Königshausen & Neumann, 15.03.2026 220 Seiten, ISBN: 978-3-8260-9438-5